# Die
# Gewalt der Liebe,

*in Erzählungen*

von

AUGUST LAFONTAINE.

III^ter Theil.

*Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage.*

Berlin,
*in K. Matzdorffs Buchhandlung.*
1797.

Coburger Landes-Bücherei

# Liebe um Liebe.

In den letzten Jahren der Regierung Tarquinius des Aeltern, kehrte Servius Tullius von einer Reise durch den Apenin nach Rom zurück. Ein enger Fußpfad, der ihn durch ein schattiges Gebüsch führte, leitete ihn irre, und Servius sah sich am Abend von Klippen und wilden Gebüsch umgeben; noch immer hofte er vor der Sonne Untergang die Ebene zu erreichen; allein schon sank der dichte Schatten in die tiefsten Thäler, und Tullius sah sich noch immer enger von Gebürg umfangen.

Schon trug er dürre Blätter zu einem Lager zusammen und breitete sie in die Höhle eines schüzzenden Felsen, lehnte das Wurfspieß in die wilden Ranken, die am Gesteine sich empor wanden, als

auf einmahl in sein Ohr das Geheul der Wölfe schallte, die zwischen den Klippen nach Beute umher streiften.

Er ergriff schnell seinen Wurfspieß und stieg einen Felsen hinan, um ein sicheres Nachtlager sich zu erspähen. Jenseits des Felsens aus einem schönen einsamen Thale stieg der Rauch eines Herdes empor. Tullius stieg in das Thal hinab; und fand, an eine Felsenwand gelehnt, eine kleine Hütte mit Moos und Laub gedeckt, und rings von Bäumen und einem Geflecht von Hecken geschützt.

Hier pochte er an. Man öffnete die Thüre und Tullius bat den Bewohner der Hütte um ein Nachtlager. Der Mann ergriff den Römer bei der Hand, und hieß ihn sitzen. Er trug Körbe voll Früchte auf und bereitete ihm ein Lager von Thierfellen.

Tullius betrachtete seinen gastfreien Wirth; ein rührender Zug des schwermüthigsten Kummers lag auf seiner Stirn. Er lächelte nicht, ernst verbarg er sein Auge mit seiner Hand, und dann und wann drängte eine Thräne sich durch die Finger, die das Auge bedeckten. Nur von Zeit zu Zeit warf er einen Blick, voll süßer Wehmuth auf einen Knaben, der in einem Winkel der Hütte auf einem Wolfsfelle lag und schlief.

So wie der Knabe eine Bewegung machte, so sprang er auf, und betrachtete ihn, lächelte ihm zu, und seine Thränen flossen milder über das Kind, das seinen Kummer zerstreute ohne ihn zu theilen.

Tullius fühlte sich gerührt durch des Mannes Kummer. Er bot ihm die Hand, und fragte ihn um die Ursach seiner Thränen?

Der Fremde sah ihn starr und bedenklich an; dann trocknete er sein Auge und fing mit einer traurigen Stimme an: ich heiße Anio, und bin aus Sabinium, der Unglücklichste aller Sabiner. Ich hatte ein Weib --- hier stürzten seine Thränen häufiger --- meiner Kindheit, und meiner Jugend Gespielin, die schönste Sabinerin. Ruhig, unter dem Schutze der guten Götter, und selig wie sie, lebten wir in unsrer Hütte, sie gebar mir diesen holden Knaben! die Götter segnen ihn! setzt er mit einem Seufzer hinzu: sie gebar mir ihn, und ich beneidete die Götter nun um nichts mehr.

Eines Tages, o ihr rächenden Götter! komme ich mit meinem Weibe von Lavinium; an meiner Hand geht sie fröhlich und ohne Sorgen daher; sie schwatzt von unserm Knaben und freuet sich ihn wieder zu sehen. Wir gehen an dem Haine des Faunus weg. Auf einmahl stürzen jauchzend römische Krie-

ger hinter dem Gebüsche hervor. Sie zogen dem römischen Heere nach. Sie umringen uns, sie spotten unsrer. Ich bitte sie, uns in Ruhe zu lassen; allein sie wurden immer frecher. Einer entreißt meinem Weibe den Schleier, und sie stand schamroth da in ihrer unschuldigen reizenden Keuschheit, und verbirgt ihr Gesicht in meinen Busen.

Noch bat ich, unsrer zu schonen. Da wollte eine freche Hand ihr das Gewand vom Busen reißen. Mein Zorn entbrannte, ich umfaßte ihn, und warf ihn zu Boden. Jetzt erhob sich ein Geschrei, sie stürmten mit ihren Schwerdtern auf mich ein; allein mein Zorn und meine Liebe verdoppelten meine Kräfte; drey lagen schon entseelt am Boden, und ich stand noch unverwundet.

Allein jetzt zerbrach mein Schwerdt am Griffe. Ergreift ihn! rief ihr Führer. Sie ergriffen mich; sie banden meine Hände und ich erwartete den Tod.

Nein, sterben sollst du nicht! rief ein grimmiger Alter: leben sollst du, um zu leiden! Schnell zog er einen Dolch, und tauchte ihn in meines Weibes Herz. Sie sank, und ihr letztes Wort war: Ania, unser Kind!

Ich sank sinnlos zu Boden, und wie ich wieder erwachte, waren sie fort, und ich lag im Blute mei-

nes geliebten Weibes. Dieser Anblick erregte meine Wuth aufs neue. Ich ergriff ein Schwerdt, das noch da lag, und flog den Mördern nach. Am Abend spät sank ich vor Müdigkeit und Durst zu Boden, und sie waren meiner Rache entgangen. Mit dem Aufgange der Sonne kam ich wieder dahin, wo meiner Septimia Leichnam gelegen hatte. Ich fand ihn nicht mehr. Die Gegend war öde. Wahrscheinlich fand ein frommer Reisender den blutigen Körper, und bedeckte ihn mitleidig mit Sande.

Außer mir kam ich zu Hause. Oft zückte ich den Dolch den Knaben der Mutter nachzusenden, und dann mich, und immer entwaffneten ihre letzten Worte die mitleidige Hand. Ich nahm den Knaben in meine Arme und verließ die Hütte, wo mich alles an Septimien erinnerte. Hieher kam ich in diese Einöde, abgesondert durch die Klippen von den blutgierigen Menschen, hier erbaute ich mir diese Hütte, und diesen Altar; und jeder Tag verfließt mir unter den Thränen meines Elends, und unter den Fluche womit ich jeden Morgen Rom verwünsche, das den Mördern meines Weibes das Leben gab.

Römer waren deines Weibes Mörder nicht! sagte Tullius und trocknete eine Zähre aus seinem Auge.

Römer waren es! Römer! ich kannte die Mörder an ihrem Zeichen. O zerstört ihr Götter die Mörderhöhle, Rom!

Mann! verwünsche Rom nicht; ich bin ein Römer!

Ein Römer Du? rief er und sprang wütend auf: Dank, Dank ihr Götter! Ein Todtenopfer, geliebte Septimia. Er zuckte den Dolch.

Vor deinem Hausaltare, Meineidiger? rief Tullius? und wehrte den Stoß ab.

Es ist der Altar der Rache! schrie Ania und drang auf Tullius ein.

Tullius ergriff sein Schwerdt, und rannte es dem Wüthenden in die Brust. Er sank und wälzte sich in seinem Blut. Mit matter Stimme seufzte er: bring mir meinen Sohn, daß ich noch einmahl ihn sehe.

Tullius nahm den Knaben vom Lager auf und brachte ihn dem Vater näher. Rasch zuckte der Sterbende den Dolch und wollte den Knaben tödten.

Götter! rief Tullius, und riß den Knaben zurück: was willst du wüthender Mensch? —

Den Knaben seiner Mutter bringen! antwortete Ania schwach.

Bei den Göttern, Ania, ich werde des Knaben Vater seyn!

Tauche Dein Schwerdt in mein Blut und schwöre!

Tullius tauchte sein Schwerdt in das Blut und schwor des Knaben Vater zu seyn.

Ania starb; der Knabe schlummerte an der Brust seines Vatermörders wieder ein und Tullius stand im tiefen Schmerze verloren. Er betrachtete bald den schlummernden Knaben, bald den Körper seines Vaters: nein! rief er und Thränen und Küsse flossen vermischt auf des Knaben Wangen: nein Ania! Rom soll an deinem Sohn das Elend wieder gut machen, das es dir verursacht hat. Höre Schatten, den Eid, den ich hier in die Hände der Götter schwöre. Der Knabe soll mein Sohn seyn! Sein Leben sey mir von jetzt an theurer als mein eigenes! Hört ihr Rachgöttinnen meinen Eid, und verfolgt mich, so lang ich lebe, wenn ich ihn breche!

So sprach Tullius, und berührte den Altar. Jetzt legte er den Knaben auf sein Lager, und nun bedeckte er den Körper mit Sande; Thränen goß er auf den Hügel statt Milch, rief dreimahl noch den

Schatten Ania's um ihn zu versöhnen. Ein heiliger Schauer umschwebte ihn, und der Schatten war ihm versöhnt.

Unruhige Gedanken quälten ihn die Nacht durch. Warum wollte ich Rom vertheidigen? warum entdeckte ich dem Wüthenden mein Vaterland? warum riß ich seine Wunden wieder auf statt sie zu heilen? Vergib mir Ania! sagte er und warf die traurigen Blicke auf den Knaben, als ob er ihn zu seinen Vorbitter bei dem beleidigten Vater machen wollte.

Wie die Sonne aufgegangen war, so nahm er den Knaben vom Lager empor, und verließ die Hütte. Noch einmahl stand er an dem Grabhügel Ania's. Er setzte den Knaben auf den Hügel, und schluchzte laut, da er den Knaben lächelnd mit dem Sande spielen sah, der seinen Vater bedeckte.

Komm mein Sohn, rief er, und nahm den Knaben auf, und drückte ihn an sein Herz: komm mein Sohn, und laß mich es versuchen, ob meine Liebe dich in diesem unschuldigen Lächeln, in dieser Stellung erhalten kann, auch wenn du es als Jüngling weißt, daß ich deines Vaters Mörder bin. Er wickelte ihn in seinen Mantel, und so stieg er mit ihm den Felsen hinab. Der Knabe spielte mit seinen

Haarlocken, und schlummerte unter dem Spiel auf der Schulter des traurenden Tullius ein.

Nach zwei Tagen kam Tullius in Rom an, den schönen Knaben auf seinen Armen. Sey mir willkommen! rief er, wie er mit ihm in sein Haus trat: sey mir willkommen, mein Sohn, in deines Vaters Hause. Er gab ihm feierlich den Namen Sylvius, weil er ihn im wilden Apenin gefunden hatte.

Schön war der Knabe: sein großes schwarzes Auge lachte so unschuldig unter den blonden krausen Locken seiner Stirn hervor, daß jedes Mädchen, das ihn sah, ihn aufnehmen, und mit geheimen entzückenden Wünschen an ihr Herz drücken mußte.

Mit lachenden Augen sah Tullius die Spiele des wachsenden Knaben: jetzt streifte er mit einem leichten Hölzchen im Garten umher, und suchte hinter dem Beete von blühendem Mohn den Feind, den sein Arm erlegen wollte; er warf den Spieß zwischen die Blumen, und verwundete seinen Feind; dann setzte er sich nieder, und tröstete den Verwundeten, verband die Wunde, und bot ihm freundlich die Hand zum Spiel.

Sein Auge blitzte, er zitterte vor Entzücken, wenn er die Kriegesmusik der ausziehenden Römer hörte; der Triumph der Rückkehrenden beschäftigte Wochenlang seine junge Seele. Er zog aus ge-

gen den Feind, und kam triumphirend zurück in seinen Spielen; aber gebunden waren die Gefangenen nicht bei dem Pomp; denn er versicherte seinen Vater, daß er ohne Schauer keinen binden könnte.

Eine lodernde Flamme leuchtete aus seinen Augen, wenn ihm sein Vater von Roms Siegen erzählte, er konnte nicht aufhören zu fragen; allein erzählte ihm Tullius von dem Schrecken des Schlachtfeldes, von dem Elende einer eroberten Stadt; so starb die Flamme seines Blicks nach und nach in den Thränen, welche das Mitleiden hervordrängte. Er schlich in die Einsamkeit, und sann geschäftig auf ein Mittel Schlachten zu liefern, und Städte zu erobern, ohne den Lorbeer des Siegs mit Blut zu beflecken.

Mit jedem Jahre, das er älter wurde, wurde auch der Neid stechender, mit dem er die römischen Legionen ausziehen sah, und er freute sich unmäßig, wie er zum erstenmahl hörte, daß die Erde unendlich groß sey, weil nun doch noch Siege für ihn zu erkämpfen und Nationen von ihm zu besiegen übrig waren.

Zehn Jahre war Sylvius alt, da er zum erstenmahle zu klagen Ursach hatte: Tullius väterliche Liebe hatte ihm den Haß seiner Töchter erworben.

Sie sahen mit bitterm Neide, daß der Knabe mit jedem Tage die Liebe ihres Vaters mehr und mehr gewann, die sie nicht zu verdienen Lust hatten.

Tullius, zu schwach, des Knaben Schützer gegen den Haß seiner Töchter zu werden, gab ihn seinem Freunde, Fabius dem Oberpriester der Vesta zur Erziehung.

Tullius brachte ihn selbst in den Tempel, übergab ihn mit Thränen den Händen seines Freundes, saß da eine Stunde lang unter den Opferknaben, und liebkoste sie, um seinem Lieblinge ihre Liebe schon voraus zu erwerben.

Die Stille des Tempels, das Schweigen zwischen den hohen melancholischen Mauren der Priesterwohnung, die Heiligkeit des ganzen Orts, die lange ehrwürdige Kleidung des alten Oberpriesters, seine leise tiefe Sprache, das Sanfte in seinen Unterredungen, erfüllte Sylvius Brust mit einer unbekannten Ehrfurcht, und einer melancholischen Wehmuth, und gab nach und nach, wie er bekannter mit den Gegenständen wurde, seiner Phantasie und seinem Ehrgeize eine neue Wendung. Auch hier erwarb sich der Knabe bald die Liebe des Priesters und der Opferknaben, seiner Gespielen.

Schon Monate trug er das heilige weisse Gewand der Göttin, und war in den Pflichten seines

Amtes unterrichtet, ohne nur einmahl im Tempel gewesen zu seyn.

Jetzt erschien der Festtag der Göttin, und Sylvius kam zum erstenmahle ins Innere des Tempels. Früh mit dem Aufgange der Sonne versammlete der Priester die Knaben und sie gingen an das Thor in der Mauer, welche die Wohnung der Opferknaben von dem Tempel trennte. In heiliger Stille führte der Oberpriester die Knaben in den Tempel. Sylvius stieg mit frommer Scheu die marmornen Stufen zum Tempel hinauf, nahm seinen Platz unter dem Säulengang an der einen Seite des Altars, und sein Auge verlor sich hinten in die dämmernden Gänge des Tempels.

Jetzt schwankten hinten unter den fernsten Säulen weiße Gestalten herauf. Es waren die Opfermädchen. Sylvius zitterte wie er sie erblickte. Langsam kamen sie näher. Ihm war es, als berührten sie den Boden nicht, als wären es Gestalten der Verstorbenen; aber als sie aus der Dämmerung der Säulengänge hervortraten, und von dem Lichte des hellen Tages umflossen da standen; so flog sein Auge unruhig von einer Jungfrau auf die andere.

Zwölf junge Mädchen, mit Blumen gekränzt, in weiße Schleyer gehüllt, die bescheidnen Blicke

an dem Boden geheftet, und hoben sie die Blicke, so bewachte jeden Blick die reizendste Unschuld, und die allersüßeste Schaam; standen unter den Säulen den Knaben gegen über. Sie hatten Körbe mit Blumen gefüllt oder goldene Gefäße voll Weihrauch in den Händen.

Unter dem leisen Gesange der Tempelflöten öffnete sich das innere Heiligthum; die sechs Vestalinnen traten heraus, und umringten langsam den Altar.

Die Oberpriesterin entdeckte das heilige Feuer der Göttin, die Vestalinnen sanken um den Altar hin auf die Knie, und der Priester rief in geheimnißvollen Gebeten die Göttin um Roms Schutz an.

Jetzt brachten die Opfermädchen die Blumen und die Gefäße voll Weihrauch. Die Vestalinnen opferten sie der Göttin. Zitternd trat nun Sylvius mit den übrigen Opferknaben zum Altar und reichte den Vestalinnen Gefäße voll Milch und Korngarben. Silvius bebte, ein kalter heiliger Schauer faßte ihn, da die Vestalin die Hände ausstreckte, um die Korngarbe zu nehmen, die er trug. Sie traten zurück und das Opfer wurde vollendet. Das heilige Feuer hatte die Wohlthaten verzehrt, die Rom

ihm als der Quelle dieser Wohlthaten opferte.

Der Priester winkte, und die Knaben und Mädchen erhoben wechselnd die Opferhymne. Sylvius versuchte zu singen, und seine Stimme zerfloß in wehmüthiges Weinen. Seine reizbare Phantasie war durch die Heiligkeit der Gegenstände in der lebhaftesten Bewegung. Er war mit heiligen Gestalten umringt, er glaubte die Göttin zu sehen, er hörte das Rauschen der seligen Götter, und sein Herz schwamm in einem undenkbaren Entzücken.

Vesta's Priesterinnen verschwanden wieder ins Innere Heiligthum; die Mädchen eilten in den Garten, und hinter ihnen die Knaben: Hier blieben sie zusammen bis zum Mittage, dann führte der Priester die Knaben wieder zurück, die innere Tempelthür wurde verschlossen, und die Knaben waren von den Mädchen getrennt bis zu einem neuen Opfer.

Sylvius folgte den übrigen Knaben in den Garten: aber ihre fröhlichen Spiele lockten ihn heute nicht: er schlich sich weg von den übrigen und suchte die dunkelsten Gänge des Gartens auf, um der Erinnerung dieser neuen Bilder und seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können. Er setzte sich

auf das Fußgestell einer Bildsäule, sein Haupt lehnte er hinten über an die Bildsäule, seine Hände lagen läßig in seinem Schooße, und seine trüben Augen hingen in den Wolken.

Valeria, das schönste der Opfermädchen, hatte im Tempel gegen ihm über gestanden. Sie sah mit Erstaunen, die Thränen, die entzückten Blicke, und das Zittern des Knaben; sie hörte seine weinende Stimme im Gesang; lange hatte sie ihn betrachtet, wie er sich in tiefen Gedanken verloren an eine Säule lehnte, und wie er erschrack, da ihn einer seiner Gespielen anstieß, ihnen in den Garten zu folgen.

Valeria zögerte, bis sie die letzte von ihren Gespielinnen war, die in den Garten eilten; verstohlen sah sie sich um nach dem schönen Knaben; sie verweilte an der Thüre, und hatte Mühe sich unter den Knaben heraus zu drängen um ihren Gespielinnen nachzukommen.

Man fing an zu spielen, und sie hofte ihn beim Spiele zu sprechen; allein sie sah ihn, wie er langsam die übrigen verließ und sich im Gebüsch verlor! Nun hatte sie nicht mehr Acht auf das Spiel, sie wandte immer ihr Auge in die Gegend, die ihn verborgen hatte; sie wollte sehen, wo er

geblieben war; sie flog den Gang hinab, und nach einigen Umwegen schlich sie in die Gegend, wo sie ihn hatte sich verlieren sehen. Sie trat in den finstern Gang und sah ihn am Fuße eines Apollo's sitzen, die Augen in die Wolken gewandt.

Still blieb sie stehen, und betrachtete ihn. Was weint der Knabe? dachte sie, und ihre gefalteten Hände sanken langsam hinab in ihren Schooß. Sie betrachtete ihn lange mit einem süßen Lächeln, und wurde es nicht müde ihn anzusehen. Warum mag er nicht spielen? soll ich ihn bitten zum Spiel zu kommen? aber wenn er mirs abschlüge? Sie trat einen Schritt vorwärts, und das Geräusch verrieth sie dem Knaben.

Er sah auf und sah sie an, und Valeria's Wange wurde roth; sie ging beschämt mit zögern bald, bald schnell den Gang hinab und bei ihm vorüber.

Sylvius stand auf, wie sie näher kam. Valerien war es, als ob sie etwas sagen müßte; sie öffnete die Lippen, schloß sie wieder, erröthete nur und eilte dann schneller davon.

Sylvius sah Valerien nach und that einige Schritte vorwärts. Sie verschwand hinter den Hekken und er setzte sich wieder an die Bildsäule; allein seine Gedanken waren unterbrochen. Seine Augen

fielen nicht mehr in die Wolken, sondern in das Gebüsch, wo das Mädchen verschwunden war.

Nach einigen Minuten stand er auf und wollte zu den übrigen Knaben gehen; er fand Valerien noch im Gebüsch. Sie stand auf den Zähen an einem Rosenstrauch, eine Rose zu erreichen, die höher hing als ihre Finger reichen konnten.

Soll ich dir helfen? fragte Sylvius treuherzig. Die Kleine drehte sich zu ihm, und nickte freundlich, und Sylvius griff in die Dornen, und bog die Ranke nieder, und Valeria brach die Rose ab.

Sylvius ließ die Ranke fahren, und betrachtete seine Hand; die Dornen hatten ihn geritzt. Laß sehen, sagte Valeria, und nahm die Rose zwischen die Lippen, laß sehen, ob Stacheln in deiner Hand sitzen. Sie fand einige Stacheln, zog sie heraus, und nun wischte sie über seine Hand, und sagte: nun ists gut. Sie pflanzte die Rose vor die Brust, und fragte: warum saßest Du denn dort so allein? spielst Du nicht gern? ich spiele gern!

So gingen sie neben einander her den Gang hinab, und schwatzten vertraulich, schlugen die Hände in einander, standen bei jedem zehnten Schritt still, um zu lachen und zu scherzen. Sylvius sollte ihr sagen, warum er im Tempel beim

Opfer geweint habe, und er wußte es nicht, und beide lachten herzlich über die Thränen beim Opfer.

Nun aber, Sylvius, mußt Du nicht wieder weinen: du mußt fröhlich seyn, und lachen. Das versprach er denn aus vollem Herzen, und nun ging es zu den übrigen Kindern. Kaum waren sie da, so näherte sich auch der Priester um die Knaben zurück zu führen. Noch einmahl schlugen die Mädchen und Knaben die Hände in einander. Sylvius Hand fiel in Valeriens Hand. Er hüpfte jetzt so fröhlich, als er vorher wehmüthig gewesen war.

Der Priester führte die Knaben weg: Sylvius sah sich im Gehen oft nach den Mädchen um, und auch Valeria betrachtete ihn wie er ging, und das Thor schloß sich hinter ihm, und trennte ihn von dem Tempel und den Mädchen.

Sylvius hofte jetzt mit großer Begierde auf das nächste Fest der Göttin. Es erschien, und mit ihm die kleine neunjährige schöne Valeria. Sie standen gegen einander über, und ihre Blicke lächelten einander zu; o süße Unschuld der Kinderjahre! sie fand kein Verbrechen in ihrem Lächeln und er keinen Triumph in den holden Blicken, womit sie ihn betrachtete. Er zitterte nicht mehr bei den Anblick der Vestalinnen, denn Valeria sah lächelnd ihn an, wenn er sich dem Altare näherte,

Im Garten flog er sogleich zu den Mädchen; er spielte fröhlich ihre Spiele mit ihnen; Mädchen und Knaben liefen um die Wette, oder sie tanzten zusammen, oder sie saßen auf den Rasen und erzählten Mährchen. Sylvius lief nur mit Valerien um die Wette, und immer kamen sie zugleich ans Ziel; Valeria reichte ihm die Hand beim Tanz, und beim Erzählen saß Sylvius zu den Füßen der Valeria, auf ihr Mährchen horchte er mit Lächeln und Aufmerksamkeit, und wollte der Priester die Knaben zurück führen, so war es für Valeria und Sylvius immer noch zu früh.

Mit jedem Tage, da sie sich sahen, nahm die Fröhlichkeit der beiden unschuldigen Kinderseelen, aber auch ihr Vertrauen zu; noch näher banden sie sich an einander, da die meisten der Knaben und Mädchen den Tempel verließen, und an ihre Stelle immer neue Kinder kamen, die Dienste im Tempel zu versehen.

Auch Tullius wollte den Knaben, da er zwölf Jahre alt war, aus dem Tempel nehmen. Er sagte es dem Knaben: höre mein Sohn, nun ist es Zeit, daß du den Tempel verläßt; bestürzt sah ihn der Knabe an: verlassen? den Tempel? — Du sollst nun dies heilige Gewand bald mit dem Kriegskleide,

die Opfergefäße mit der Lanze, und dem Schwerdt vertauschen.

Der Knabe schlug voll Betrübniß die Augen nieder, und schwieg. Tullius lenkte das Gespräch ab; allein nach einigen Tagen führte er ihn auf den Markt. Auf der Tribune stand der König, und vor ihm die römischen Adler. Die Bürger wurden zu einem Feldzuge aufgerufen, ihre Namen verzeichnet, und der morgende Tag wurde zum Soldateneide bestimmt. Auch diesen Tag war Sylvius auf dem Markte.

Er sah die dampfenden Altäre; er sah wie Tausende sich herandrängten um den Eid zu schwören, dem Vaterlande treu zu seyn! Die Priester weihten das Heer. Die Trompeten schmetterten, die Adler wurden unter die Legionen vertheilt, ein lautes Jauchzen der Krieger verbreitete sich. Die Weiber drängten sich in die Reihen; wo Sylvius stand, umarmte ein schönes Weib einen Krieger, und hielt ihm einen Knaben an die Lippen: segne ihn, segne ihn jetzt, Lukullus! segne Deinen Sohn in Deinem schönsten Schmucke, in den Waffen, die bald das Blut der Feinde Roms vergolden werden. O werde wie dein Vater, mein Sohn! — so rief das Weib und sank in die Arme des Mannes, und spielte liebkosend mit seinen Waffen.

Die Trompete gab das Zeichen. Schnell tönte die ganze Musik des Krieges, und zwischendurch das Geräusch der Waffen und die Schritte der fortziehenden Männer. Ehrerbietig wich das Volk auf beiden Seiten den Kriegern aus. Die Mädchen bewarfen sie mit Blumen, überall begleitete und empfing sie das segnende Gejauchz des Volks.

Mit blitzenden Augen, mit einem fröhlichen Zittern betrachtete Sylvius den Zug. Seine Seele lag in seinen Augen, er hörte nicht was Tullius ihm sagte, er sah nichts als die Krieger; er war außer sich.

Wie sie zu Hause kamen, so sagte ihm Tullius: Sylvius, du sollst nun bald dein Priestergewand mit dem Kriegskleide vertauschen, und mit Entzücken sprang der Knabe an Tullius hinauf und rief: wann? o wann, mein Vater? —

Er wünschte jetzt schon mit ausziehen zu können, die Tage däuchten ihm lang, die er noch warten sollte. Wie er das erstemahl Valerien wiedersah: Höre Valeria, fing er voll Entzücken an; bald werde ich den Tempel, und Dich — er sah sie an, ein andres Gefühl verdrängte sein Entzücken — Dich? Dich verlassen? setzte er langsamer hinzu: Dich verlassen?

Valeria verstand ihn nicht: was, Sylvius? was meinst Du?

Mein Vater hat mir gesagt, daß ich nun bald Dich verlassen müßte! ich soll das Tempelkleid ---

Mich verlassen? hat Dein Vater gesagt? mich verlassen? Ich habe ja Deinen Vater nichts zu Leide gethan; ich habe ihn noch nie gesehen.

Nein! Valeria! sieh, ich soll Soldat werden, und darum muß ich bald den Tempel verlassen: das meint mein Vater; und ich freute mich so von Herzen, und nun auf einmahl ist meine Freude dahin.

Und Du willst auch den Tempel verlassen? --- Lieber Sylvius, thue das nicht, wenn Du mich liebst. Sie reichte ihm die Hand, und sah ihn traurig an: thue es nicht, lieber Sylvius!

Sylvius antwortete lange nicht eine Sylbe, er sah auf die Erde; und da er sein Auge hob, und Thränen über ihre schöne Wange rollen sah; da drückte er ihre Hand, und sagte: nein, weine nicht, Valeria! ich will es nicht; nein ich will Dich nicht verlassen. Nein, Liebe, ich hatte es nicht so bedacht, wie ich es meinem Vater versprach. Sieh, da tönten die Trompeten, und die Flöten, und die Schilder und die Lanzen rasselten, und das Volk schrie und lärmte; da hatte ich Dich über den Lär=

men vergessen; hätte ich nur einmahl an Dich gedacht, sieh, liebe Valeria, da hätte ich nein gesagt; aber ich hatte Dich vergessen.

Nun, mein lieber, lieber Sylvius, vergiß mich nicht wieder, wenn du einmahl wieder den Lärmen hörst; willst Du?

Gewiß nicht, mein liebes Mädchen! gewiß nicht!

Ach Du wirst mich doch wieder vergessen, wenn die Flöten und die Schilder von den Soldaten tönen: Du wirst mich doch wieder vergessen; ich seh es schon voraus! sagte sie traurig. Doch warte, kann ich Dir denn nichts geben, das Dich an mich erinnert? Sie stand und sann. Wann mein Vater ins Feld zieht, so küßt er meine Mutter und sagt: vergiß mich nicht; aber das ist nichts! So ein Kuß vergeht. --- Sieh ich habe nichts, nichts, das ich Dir geben kann.

Nein, bei der Vesta! ich will Dich nicht vergessen, nun kannst Du mir doch trauen.

Nein! nein! Hier, hier, geschwind! nimm, ehe uns die andern sehen! Sie hatte schnell ihre Scheere hervorgezogen, und eine Haarlocke, die auf ihrer Schulter schwamm, abgeschnitten. Und nun, wenn Du auf den Markt gehst, so trage meine Locke in der Hand, willst Du? ---

Sylvius versprachs, und Beide kehrten fröhlich wieder zu den Spielen der andern zurück; allein noch wohl zehnmahl erinnerte sie ihn den Morgen an ihre Haarlocke, und Sylvius versprach sie nicht zu verlassen.

Wie der Knabe seinen Vater wieder sah, so bat er ihn flehentlich, ihn im Tempel zu lassen. Tullius fragte nach der Ursach seines veränderten Entschlusses. Sylvius verschwieg die wahre Ursache, weil er sich schämte zu gestehn, er liebe Valerien mehr als seinen Vater. Tullius bekämpfte des Knaben Entschluß mit den reizendsten Bildern der Ehre und des Ruhms; und aufs neue wußte Sylvius nicht, wem er folgen sollte. Er versprach sich zu bedenken.

Er trug Valerien aufs neue die Wünsche seines Vaters vor. Sieh, Valeria, sieh, laß mich immer gehen. Ich verlasse den Tempel, Du verläßt ihn, dann komm ich in Deines Vaters Haus, und wir sehen uns alle Tage. Denke, wenn ich nun aus dem Felde komme, und erzähle Dir von den Schlachten, wie viel Feinde ich erstochen habe. —

Pfui, Sylvius! Wie könntest Du das, einen Menschen erstechen? Nein, geh, so bin ich Dir nicht mehr gut.

Oder nun sieh, das will ich Dir denn nicht erzählen. Aber dann bring ich Dir eine Krone, die der König mir gegeben hat, oder ich bringe Dir Beute von den Feinden.

Nein, das alles geht nicht, Sylvius. Ja, wenn ich aus dem Tempel dürfte. Ich muß Vestalin werden, und dann darf ich nie wieder aus den Mauren des Tempels.

Warum mußt Du denn das?

Ja, mein Vater will es. Freilich, wenn wir so Beide heraus könnten, so wäre mirs gleich. Nein, lieber Sylvius! Du mußt im Tempel bleiben, denn sonst stürbe ich vor Angst, wenn ich Dich nicht mehr hätte.

Ja, so muß ich bleiben! antwortete Sylvius nachdenkend. Schade daß es nicht so ging.

Er blieb. Er überredete seinen Vater mit Thränen und Bitten ihn im Tempel zu lassen.

Aber was willst du immer im Tempel machen? fragte Tullius.

Ich komme dann bald unter die Jünglinge im Tempel, dann werd ich Priester, und dann — lebt doch der Oberpriester seit seinem sechsten Jahre im Tempel.

Tullius lächelte. Nun dann, ich hoffe, das Feuer in deinen Augen, und dein Herz werden dir bald die Mauren des Tempels zu einem Gefängniß, und die Hymnen zu Klagegesängen machen. Du wirst wohl am Ende heraus verlangen. Sylvius brachte voll Freude seiner Valeria die Nachricht, und sie faßte ihn bei beiden Händen, und tanzte laut lachend mit ihm im Garten umher.

Mit jedemmahle, da sie sich sahen, wurde das Verlangen, sich oft zu sehen, feuriger. Sie suchten nun bald die einsamen Gänge im Garten auf, und gingen da Hand in Hand in stillen Gesprächen, und zärtlichen Liebkosungen neben einander her. Tullius hofte vergebens, daß Sylvius Herz den Tempel zu einem Gefängniß machen sollte; sein Herz machte ihn den Tempel und den Garten zu den Gefilden des Elysiums. Er durchträumte in stiller Einsamkeit die Tage durch, die er von Valerien getrennt war, und nur den Tag, da er sie wieder sah, lebte er. Ja, er hatte sogar die Verwegenheit, die hohe Mauer, welche die Priesterwohnung von dem Garten der Mädchen absonderte, zu ersteigen, und seine Blicke sahen Valerien. Sie ging einsam, den Kopf auf die Brust, die Hände übereinander geschlagen im stillen Tiefsinne den Gang an der Mauer weg.

Wie gern hätte er ihr zugerufen; allein noch andere Mädchen waren in diesem Gange, und Valeria

verließ ihn, um den Gang aufzusuchen, wo sie allein den Gedanken an Sylvius nachhängen konnte.

Bei der nächsten Zusammenkunft erzählte er Valerien sein Wagstück, er führte sie dahin, wo er gewesen war; er zeigte ihr den Baum, der ihn auf der Mauer verborgen hatte. Sie betrachtete mit Zittern die Höhe der Mauer: o Sylvius! sagte sie voll Zärtlichkeit und legte ihre Stirn auf seine Schulter.

Er bat sie oft diesen Gang zu kommen. Sie schlug es schlechterdings ab, und sie flehete ihn so lange, bis er ihr bei dem heiligen Feuer zuschwor, nicht wieder die hohe Mauer zu ersteigen; und dennoch war sie denselben Abend schon in diesem Gange, und mit glühendem Herzen sah sie hinauf, und erwartete mit jedem Augenblick, daß er erscheinen würde, und wurde verlegen, und roth, wenn ein andres Mädchen in diesem Gange erschien.

Auf der andern Seite der Mauer stand der Geliebte, und Schwur und Verlangen kämpften mächtig in seiner Brust um den Sieg. Schon oft war er halb hinauf, und er stieg wieder nieder; endlich stieg er dennoch hinauf, allein die Stille im Garten sagte ihm, daß die Mädchen schon fort waren. Er harrte dennoch bis tief in den Abend hinein, und stieg unmuthig zurück.

Ein paar Tage darauf siegte sein Verlangen Valerien zu sehen. Er stieg hinauf. Sein erster Blick in den Garten traf ihr Auge. O Vesta! rief das Mädchen, und bebte zwei Schritte zurück; sie hob die Arme auf, sie zitterte; sie lief unter der Mauer hin und wieder. Hast Du mich lieb, flüsterte sie endlich an der Mauer hinauf: so steig zurück! und er verschwand.

Sie dankte in einem stillen Gebete der Göttin, daß er fort war; denn eben wie er zurück war, kamen zwei andre Mädchen schnell aus dem Gebüsch hervor, und riefen sie zum Begiessen der Blumen.

O wie hast Du mich erschreckt, lieber Sylvius! sagte den andern Tag das Mädchen zu ihm, und drückte seine Hand an ihre klopfende Brust: nein, das thu nicht wieder, wenn Du Deine Valeria liebst!

Sylvius lächelte; aber, fing er dann traurig an; Valeria, wie kann ich, oft länger als einen halben Monat, zubringen, ohne Dich zu sehen? O Valeria, wenn Du mein Herz hättest, Du würdest mich bitten hinauf zu steigen!

Dein Herz? — Nein, Sylvius, wünsche nicht, daß Du es je fühltest, was in diesem Herzen vorgeht,

wenn ich Dich nicht sehe. Sieh: da geh ich hier an der Mauer, die Dich einschließt, und ich wünsche, daß meine sehnsuchtsvollen Blicke sie öffnen könnten! und oft ist mir's, als ob sie einstürzen müßte, so starr seh ich dagegen. Sieh, da ist mirs dann, als ob ich Deine Stimme auf der andern Seite höre; ich horche, ich verwünsche das Gezwitscher der Vögel, das Rauschen der Bäume; ja, lieber Sylvius, gestern Abend schlich ich noch spät hieher, um zu horchen, ob ich nicht einmahl Deine Stimme hören könnte. Hier saß ich unter diesen Bäumen, und mit jedem Augenblick mußt ich hinauf sehen, es war mir als ob Jemand leise: Valeria! gerufen hätte.

Und Du warst allein im Garten, Valeria? die andern Mädchen nicht.

Nein, am Abend gehen wir nicht hinein. Wir sitzen bei den Priesterinnen, und weben und erzählen und singen Gesänge bis wir uns niederlegen.

Jetzt schloß er Valeriens Hand in beide Hände, drückte sie fest, und neigte sein Auge bittend nahe vor das ihrige: höre Valeria, heute Abend, komm wieder, ich komme dann auch, und rufe, und singe, Du hörst meine Stimme, und ich die Deinige! Willst Du? o laß Dich erbitten!

Nein, Du stiegest wieder hinauf und dann stürbe ich vor Angst.

Liebe, liebe Valeria, laß Dich erbitten; laß Dich erbitten! deinetwegen bin ich im Tempel geblieben, und Du wolltest mir die Kleinigkeit abschlagen? Er streichelte ihr die Wangen, er küßte ihr die Hände, er bat, er flehte, und Valeria konnte nicht widerstehen. Sie versprach es, wenn er nicht hinaufsteigen wollte.

Valeria konnte den Abend kaum erwarten. Mit dem ersten Strahle des Mondes schlich sie in den Garten, sie flog an der Mauer hinab, sie hob ihre Augen, und erblickte ihn schon oben. Schon seit einer Stunde hatte er zitternd oben gesessen, und auf sie gewartet. Endlich öffnete sich die Thüre, er hörte es, und bebte. Sie flog den Gang zu ihm, er glühte. Sie sah hinauf. Valeria! rief er leise, liebste, beste Valeria! und sie wagte es nicht zu antworten.

Sie winkte ihn zurück zu steigen; er verstand sie in der Dämmerung der Gebüsche nicht, er hielt die Bewegung mit der Hand für ein Winken. Rasch sprang er in die Zweige des Baums, sprang von

Zweig zu Zweig, noch ein Sprung und er stand unten und nahm sie in seine Arme.

O Götter! o Götter! so rief Valeria einmahl übers andre, während er herab stieg. Sie flog schnell zehn Schritte den Gang wieder zurück, dann näherte sie sich wieder, dann sah sie ängstlich umher ob Niemand käme; wie er unten war, so sank sie in seine Arme, drückte ihn heftig und wild an ihre Brust, verschlang seine Küsse mit ihren Lippen.

Alles dies war das Werk einiger Minuten, sie drängte ihn an dem Baum zurück. Wie ein Vogel war er wieder oben, auf der Mauer, an der andern Seite hinab, und sie hörte schon seinen Gesang jenseits, da sie hier noch ganz leise rief: fort! fort Sylvius! Sie wollte antworten, und vermochte nichts als Seufzer hervorzubringen. Sie war ausser sich. Sie fühlte jetzt die heisseste Liebe, ihr Herz konnte sie fühlen, denn sie war jetzt vierzehn Jahre alt und er funfzehn.

Mit heissen Thränen bat sie ihn das nächstemahl, nie wieder es zu wagen, in den Garten hinab zu steigen: der Schrecken, lieber Sylvius, hat mich krank gemacht, setzte sie hinzu: ich schrie die Nacht im Schlafe auf, ich habe Deinen Namen ausge-

sprochen. Nein, schone meiner, lieber, lieber Sylvius.

Sie bat ihm so flehentlich, mit so rührenden Liebkosungen, daß er unter Thränen es ihr versicherte, und Wort hielt. Wie glücklich würden wir seyn, wenn wir uns immer sehen könnten! rief sie, und sah ihn lächelnd mit bethräntem Auge und sehnsuchtsvoll an: o ihr Götter, wie glücklich würden wir seyn! Aber, theurer Sylvius, wie unglücklich wären wir nicht, wenn wir uns gar nicht mehr sehen dürften! ach und Sylvius, wie leicht könnte dieß kommen, wenn man Dich einmahl im Garten erblickte. Nein, Sylvius, setze nicht das Leben Deiner Valeria aufs Spiel, denn, bei der heiligen Göttin! ich würde die Trennung von Dir nicht überleben!

Sieh, wir sehen uns alle Monate zweimahl; ach, freilich für meine Liebe nur einen Augenblick gegen ein Jahrtausend; allein — o Sylvius, wenn ich Dich je ganz verlöre.

So sprach das reizende Mädchen, und drückte seine Hand bald an ihre heissen Lippen, bald an

ihr nasses Auge, bald an ihre wallende Brust, und in seine Seele floß Ruhe und Genügsamkeit. Mit einer unbeschreiblichen entzückenden Freundlichkeit sah er sie an: nein Valeria! sagte er, und ein Strom der frohesten Thränen brach aus seinen Augen: nein, Valeria, ich will zufrieden seyn! Ein Händedruck von Deiner treuen Hand, ein Lächeln von Deinen schönen Lippen, ein freundlicher Blick von Deinem gütigen Auge, ein Kopfneigen von Dir! und ich will den Göttern danken für das Glück meiner Tage!

Ihre Herzen waren voll der reinsten Liebe; keine unreine Begierde zwang ihre Augen in die Zukunft zu blicken. Sich sehen, sich sprechen, war alles, was ihre Herzen wollten und wünschten; dies hatten sie, und diese Hoffnung ließ ihnen auch die allerentfernteste Zukunft. Sie waren glücklich; denn die Zukunft war in die hellsten Farben gemalt; sie Priesterin der Göttin, er Priester, und dann, dann konnten sie sich alle Tage sehen. Sie hätten ihre Hoffnung nicht um das Glück der Götter getauscht.

Die entstehende Liebe ist mit einem Nichts reich, die wachsende ist in den Wünschen bescheiden, nur die glückliche Liebe hat nie genug.

Den beiden unschuldigen Seelen fiel es nicht ein, daß sie mehr wünschen konnten, als was sie schon hatten; sie ahneten es nicht, daß die Liebe noch andere Freuden zu ertheilen hatte, als die Freuden des Händedrucks, des Lächelns und des vertraulichen Geschwätzes. Beide im Tempel erzogen, Kinder, nun schon Jahre lang von ihren Vätern getrennt, welche im Felde gegen die Sabiner standen, beide ohne Rath, ohne Erfahrung: sie überliessen sich allein ihrem liebevollen Herzen, sie folgten der Hand der Natur.

Sylvius ahnete es nicht, daß Valeriens Gelübde ewig Jungfrau zu seyn, das sie nun nach wenig Monaten ablegen sollte, ihrer Liebe drohete, und Valeria eben so wenig. Bei einander leben! das hinderte das Gelübde nicht. Valeria freute sich auf den Tag, es war ihr als sollte sie das Gelübd ablegen, ewig die Priesterin Sylvius zu seyn.

Der Tag der Weihe Valeriens kam immer näher, und auch der Tag da Sylvius die Opferknaben verlassen, und in die Reihe der Priester treten sollte. Ein wenig ängstlich sahen sie ihren neuen Verhältnissen entgegen, aber ohne Furcht.

Das leztemahl, da Sylvius sie noch unter den Opfermädchen in den Tempel treten sah, schien ihm ihr Auge unruhig, ihre Stirn dunkel, sie schlug bange und nachdenkende Blicke auf den Jüngling.

Kaum waren sie in den Garten, so flog er in das Gebüsch, und Valeria kam, kam mit langsamen bedächtigen Schritten, und einem finstern Nachdenken auf der Stirn.

Sie reichte ihm die Hand, sie wollte ihm zulächeln, allein ihr Auge wurde ernst. Sylvius! sagte sie: mir ist so bang, so ängstlich. Ach, wie hat mich verlangt Dich zu sprechen!

Sylvius bestürmte sie mit Fragen, und nun erzählte sie ihm. Vor einigen Tagen war ich bei Pompeja; Du kennst sie, die schönste unter den Vestalinnen, die immer beim Opfer Thränen vergießt, und so blaß ist. Bei der war ich. Bald, bald bin ich nun deine Schwester! sagte ich ihr, und drückte ihre Hand an meinen Mund.

Armes Mädchen! antwortete sie mit einem Seufzer und mit einer Flut von Thränen. Ich war bestürzt, und sie zog mich in das Gebüsch, und wie wir allein waren, da nahm sie mich in ihre Arme, benetzte mich mit ihren Thränen und nannte mich einmahl übers andre unglücklich.

Ich mußte mit ihr weinen, und wußte nicht warum? So saßen wir und weinten Beide, und da erzählte sie mir von den Gebräuchen der Vestalinnen, und von ihrer Art zu leben. Sylvius, ich bin seit dem traurig gewesen.

Sieh, alle Vollmond nur kommen die Jungfrauen mit den Priestern zusammen, drei Tage, und jeden Tag nur einige Stunden. Aber reden, sagte Pompeja, darfst du nicht ein Wort heimlich mit einem Priester, und wenn er dein Bruder wäre. Jeder deiner Blicke wird bewacht, jedes deiner Worte belauscht, ein Lächeln ist hier ein Verbrechen, nur Kummer eine Tugend.

Ach Sylvius, die Worte haben mich sehr traurig gemacht. Ich soll nicht mit Dir reden; sollte nicht mit Dir allein seyn? Nein, ich habe Dir immer so viel tausend Dinge zu sagen. Nein, Sylvius! Ich habe alle Nächte durch geweint! Sieh und endlich hat mir eine gute Gottheit eingegeben, wie ich Dich sprechen kann! allein und heimlich sprechen kann!

Und wie, meine Valeria? wie? wie?

Die sechste Nacht habe ich immer die Wache beim heiligen Feuer im Tempel, Du steigst über die innere Mauer, und wir sehen uns im Tempel! Diese Mauer ist nicht so hoch, wie die Gartenmauer, die Halle stößt an die Mauer, da ist es leicht für Dich, mein Sylvius, zu mir zu kommen.

Sylvius konnte nichts sagen, im herzlichen Entzücken drückte er nur ihre Hände an seine

Lippen; o wie glücklich werden wir seyn! rief er endlich.

Sylvius war nun Priester geworden, und er sollte an dem Tage, da Valeria ihr Gelübde ablegte, sein erstes Opfer verrichten. Er saß den Abend vorher in der Halle des Oberpriesters, des Freundes seines Vaters. Wie glücklich bin ich mein Vater, rief er aus: wie glücklich, daß nun der Tag da ist, der mich noch fester an Dich knüpft! Wie freue ich mich auf die morgende Sonne!

Und Valeria ist Deine Freundin, Jüngling! sagte mit bebender Stimme der Greis, blieb vor ihm stehen, und betrachtete ihn; Valeria ist Deine Freundin, und Du freuest Dich auf den Tag, da sie ihr Gelübde ablegt? --- Er schüttelte das greise Haupt. Weißt Du, daß sie auch Morgen feierlich Deiner Freundschaft entsagt?

Meiner Freundschaft? nein, das kann sie nicht! das wird sie nicht!

Eitle Träume! hob der Greis wieder an: eitle Träume. Jüngling, Du bist fröhlich, und bei der heiligen Vesta! wenn Valeria Deine Freundin ist, so solltest Du Thränen vergießen. Eine innere Angst bemächtigte sich des Sylvius, da der Greis das sagte; allein der Gedanke an die sechste Nacht beruhigte ihn wieder. Er schloß sein Auge die Nacht nicht; mit den ersten Strahl des Morgens war er

auf, und weckte mit einer sanften Stimme den Priester. Es wird heute ein schöner Tag werden mein Vater!

Der letzte schöne Tag für Valerien! antwortete der Greis.

Mit dem ersten Strahl der Sonne traten die Priester in den Tempel, und fanden schon die Vestalinnen um den Altar auf den Knien liegen. Mitten unter ihnen lag Valeria, die Locken mit Blumen durchflochten, in dem langen Gewande der Priesterin. Sylvius Herz schlug hoch empor, wie er sie erkannte.

Der Oberpriester näherte sich dem Altare, betend sank er nieder und rief die Göttin in geheimnißvollen Gebeten an: Jetzt wandte er sich an Valerien, Thränen standen in seinen Augen, wie er auf die Betende niedersah. Mädchen! sprach er: ist es Dein Wille Priesterin der Göttin zu werden? frage Dein Herz? Es darf von jetzt an für nichts mehr schlagen als für die Göttin! Deine Wünsche, Deine Begierden müssen hier in den Säulen des Tempels bleiben!

Sylvius erröthete, wie der Priester das sagte, und Valeria wünschte nur mit einem Blicke den geliebten Jüngling sehen zu können.

Alle Bande des Bluts und der Natur, die Dich an Eltern, Geschwister, Freunde und an Dein

eignes Herz knüpften, sind von dem Augenblicke an zerrissen da Du ja sagst. Eine neue Welt hebt für Dich an, wo neue Gesetze herrschen, ernstere, heiligere, reinere Gesetze, die Gesetze des Himmels! Die Menschen sind von Dir getrennt, sie sind andere Wesen als Du, Du darfst nicht mehr empfinden wie sie; was ihren Augen Thränen entlockt, muß Deine Augen zum Lächeln bringen, ihr Entzücken muß Dir ein verächtlich Spiel seyn; verschlossen ist Dein Ohr ihrer Rede, Dein Auge todt für ihre Reize, Dein Herz ohne Gefühl für ihre Liebe; die Menschheit verschwindet Deinen Blicken, und Du lebst unter den Augen der Göttin rein und ohne Flecken, erhaben über die Menschheit, wie sie. Hast Du mich gehört, Valeria?

Sie schluchzte ein leises Ja!

Wenn je Dein Busen von dem Gefühle der Liebe schlägt, wenn Dein Herz je Wünsche wagt, welche die Göttin haßt, wenn je Dein Auge einen Mann liebenswürdig findet, so hat Dich die Göttin verworfen, so fallen die Rächerinnen der geheimen Verbrechen, die Furien über Dein Herz, und rauben Dir jede Ruhe, jeden fröhlichen Augenblick; und breitest Du je deine Arme aus, einen Mann an deine Brust zu drücken, so ist Rom Rächerin der Göttin, und Deines Verbrechens. Lebendig

verschließt Dich ein furchtbares Grab, und Beil und Gift verfolgt den Mann, der es wagte der Göttin Heiligthum anzutasten. Hast Du mich gehört, Valeria?

Valeria sank auf den kalten Stein, bleich wie ein Schatten.

Jetzt geh, rief der Priester, und wähle! Sie schwankte von zwei Priesterinnen unterstützt in das Innere des Heiligthums.

Unter Sylvius schwankte der Boden, das Opfermesser entsank seiner Hand, wild schoß sein Auge hiehin und dorthin, jetzt erblaßte er, er sank langsam an eine Säule, und dann auf den Marmor nieder. Der Oberpriester winkte, und zwei Priester wollten ihn wegbringen.

Nein, laßt mich! rief er: es ist nichts! es ist mir besser! Eine furchtbare Stille im Tempel. Im Gebet lagen rings die Priester. Das heilige Feuer loderte hoch auf und warf einen blassen Todtenschein durch den Tempel.

Das innere Heiligthum öffnete sich, und Valeria trat heraus von den Priesterinnen begleitet. Sie schwankte, eine Todtenblässe bedeckte das schöne Gesicht, ihr Auge war verloschen, ihre Lippen trocken; Sylvius wollte aufschreien, wie er sie sah, und vermochte es nicht. Sie sah nicht her, ihr Auge hing ohne zu sehen am Boden.

Sie sank wieder nieder vor dem Altare, und berührte den Marmor mit ihrer Stirn. Valeria! rief der Priester mit einem warnenden Tone; Hast Du Dich geprüft? sie antwortete nicht.

Sie hat sich geprüft! rief eine Priesterin, die schon ein halbes Jahrhundert im Tempel lebte. Pompeja schluchzte, bedeckte mit dem Schleier die thränenden Augen, und legte die Wange schmerzlich auf die Schulter der näheſten Vestalin. Sie schien etwas sagen zu wollen, allein ein furchtbarer Blick der Priesterin, die eben geredet hatte, traf sie, und sie schwieg.

Valeria! Valeria! Valeria! rief der Priester dreimahl gewaltig: willst Du der Göttin Priesterin seyn?

Eine Todtenstille im Tempel! Kein Laut, kein Athemzug, man hörte die Thräne fallen.

Willst Du der Göttin Priesterin seyn? Ein leises Ja von Boden säuselte.

Jetzt hoben die Priesterinnen Valeria auf, sie lag leblos in ihren Armen, die Blumen wurden ihrem Haar entflochten, man schlug die heilige Binde der Göttin um ihre Locken, man heftete den jungfräulichen Schleier auf die Binde.

Der Priester legte ihr die Hand auf die Stirn, und weihete sie; dann drückte er sie an seine Brust,

einen sanften Kuß auf ihre Stirn, und zwei Thränen benetzten zu gleicher Zeit ihre Stirn. Das sey die letzte Berührung der männlichen Lippe! Sey mir gesegnet Priesterinn der Vesta! So sagte er und stieg die Stufen des Altars hinab.

Zwei Priesterinnen hoben nun die schwache bebende Valeria die Stufe hinauf, ein Opfermädchen brachte ihr Weihrauch, ein Knabe Milch, sie warf beides in die Flammen mit matten Händen, und dann sank sie wieder in die Arme der helfenden Jungfrauen.

Die Opferhymne hob an. Sylvius stand da zitternd und bleich wie Valeria. In seiner Brust wüthete ein Gefühl des Elends. Mit starren Augen betrachtete er das Mädchen, und breitete die Arme aus, wenn sie schwankte, als ob er sie auffangen wollte; kaum konnte er das Opfer vollenden.

Die Priesterinnen verschwanden im Heiligthum, die Priester gingen zurück, des Tempels Pforte verschloß sich, und Sylvius fühlte eine fürchterliche Oede, eine unauszufüllende Wüste um sich her. Er setzte sich im Garten, sein Auge vergoß keine Thräne, er dachte nur den Gedanken; ich habe sie verloren!

In dieser fürchterlichen Angst harrte er auf das erste Opfer im Tempel. Er hing mit seinen Blicken auf der Thüre des innern Tempels. Die Thüre flog auf, die Priesterinnen traten heraus. Das war sie nicht, und diese nicht, die Thüre verschloß sich wieder, und Valeria war nicht unter den Priesterinnen.

O all ihr Götter! seufzte er; wo ist sie? — Niemand hörte den Seufzer. Er sah alle Priesterinnen, alle Priester der Reihe nach an. Niemand öffnete die Lippen zu fragen, wo ist Valeria? Niemand bezeigte die kleinste Unruhe über ihre Abwesenheit.

Wo ist sie? flüsterte er dem neben ihn stehenden Priester ins Ohr. Wer? fragte dieser kalt. Valeria, antwortete zitternd Sylvius, und ein kaltes: ich weiß es nicht! war die Antwort.

Endlich fragte der Oberpriester Pompeja: wo ist Valeria? Sylvius beugte sich vorwärts, sein Auge starrte Pompejens Lippen an. Sie ist krank, antwortete sie seufzend. Gefährlich? fragte Fabius. Nein, sie bessert sich.

Sylvius zitterte vor Schmerz und vor Freude. Jetzt fühlte er den drückenden Zwang der Gesetze des Tempels. Sie war krank, und er sollte nicht an ihrem Lager sitzen; er sollte nicht jede Minute sagen: Valeria was machst Du? Er stand oft mit

wüthenden Blicken, vor der Pforte, welche Valerien von ihm trennte; er legte in der Stille der Nacht Stundenlang das Ohr an die Pforte, ob er nie ihre Stimme vernähme. Kein Laut, kein erquickender Laut ihrer Stimme ertönte; eine gräßliche Stille füllte seine glühende Phantasie mit den gräßlichsten Bildern.

Endlich war der Mond voll. Er flog mehr als er ging, er drängte sich ungestüm an die Thüre, wie sie der Oberpriester öffnen wollte. Rasch flogen seine Blicke nach allen Gegenden. Sie war nicht da. Er ging mit den Priestern, und da saßen sie endlich auf marmornen Bänken, verschleiert, im stillen Gespräch, die Priesterinnen, und unter ihnen Valeria.

Eine Feuerflamme durchblitzte seine Adern, wie er sie erblickte, auch Valeria wollte rasch emporfliegen, wie sie ihn erblickte; sie setzte sich langsam wieder nieder, denn eben traf sie ein Blick der ältesten Priesterin. Man ging im Garten auf und nieder; die älteste der Priesterinnen begleitete Valerien, und verließ sie nie. Geduldig ging er bald ihnen zur Seite, bald hinter ihnen, bald vor ihnen, allein er konnte ihr nicht ein Wort sagen; sie sah ihn mit einem zärtlich traurenden Blick von der Seite an. Ihr Gesicht war blaß, ihr Gang langsam.

Sylvius stand endlich, und knirschte vor Wuth mit den Zähnen; er verwünschte die Begleiterin Valeriens, ja er sah mit einem verwünschenden Blick in die Wolken und dachte an die Göttin selbst.

Nur zweimahl hatte er ihr Auge gesehen. O ihr Götter! rief er, wie? wie erfahr ichs nun, wann sie die Wache im Tempel hat. Eben kam Valeria den Gang mit der Priesterin zurück. Also Morgen, fragte sie kalt und laut ihre Begleiterin, wie sie eben bei Sylvius waren: also Morgen habe ich die Wache im Tempel.

Wie oft hast Du das schon gefragt? ja Morgen! antwortete sie, und sie gingen weiter. Sylvius seufzte aus voller Brust auf, und seine Brust war erleichtert; eine rasche Fröhlichkeit bemächtigte sich seiner. Er flog in die entfernteste Gegend des Gartens. Da stand er und schlug die Hände zusammen, und dankte den Göttern. Die wenigen Stunden die sie im Garten zubringen mußten, dünkten ihm eine Ewigkeit. Endlich rief Fabius die Priester zum Gehen. Noch einmahl sah er Valerien an; ein schnelles Lächeln und ein Winken mit ihren Augen preßte ihm Thränen aus. Er taumelte aus dem Garten.

Mit einer zusammenpressenden Angst dachte er an die Menge der Augenblicke zwischen jetzt, und

dem Augenblick, da er sie sehen sollte. Er betrachtete unaufhörlich die Sonne, wie eine Sonnenwende. Ach daß ich nur einmahl die Allmacht der Götter hätte! rief er, und hob die Hände gen Himmel: nur einmahl, um den morgenden Tag zu vernichten. Er schlief nicht, ängstende Träume verjagten den Schlummer, wenn er sein Auge geschlossen hatte. Das erste Dämmern des Morgens hielt er für die Morgenröthe, und ihren ersten Strahl für den Strahl der Sonne. Endlich stieg die Sonne hinter der Mauer herauf, und er jauchzte, und schlug voll Freude die Hände zusammen. Er zählte die Stunden unzähligemahle. Gegen Abend maß er hundertmahl seinen Schatten, und überredete sich selbst, daß er länger geworden sei, seit er das letztemahl gemessen hatte.

Der helle Abend schien ihm Dämmerung, und die Dämmerung schien ihm Nacht. Aengstlicher war ihm kein Tag seines Lebens gewesen als dieser, aber entzückender sollte ihm nie eine Nacht wieder seyn, hoffte er, als diese.

Eben so lang waren auch Valerien die beiden Tage geworden; endlich war der Abend da, sie trat in den Tempel mit einem fröhlichen Zittern. Immer wurde der Schatten unter den Säulen dunkeler, immer heller glänzte die Flamme des heiligen

Feuers. Jetzt wird er kommen dachte sie, wenn das kleinste Geräusch ihr Ohr traf; sie flog mit kochender Brust die Stufen hinab gegen die Thüre; aber der Abend war noch lichte Dämmerung, kaum konnte ihr starres Auge nur einen Stern in dem Blau des Himmels erblicken. Nach und nach starb das Geräusch; stiller und heimlicher wurde die Stille; jetzt lag auch die Finsterniß um den Tempel her. Die Sterne funkelten alle im schwarzen Gewölke, da hörte sie ein Geräusch, jetzt wieder eins. Er ists! rief sie mit verbreiteten Armen. Sie flog an die Mauer, sie bebte; er war es, er sank in ihre umschlingenden zitternden Arme.

Ihre Thränen vermischten sich, ihre Arme schlangen sich in einander, Brust an Brust, Lippe an Lippe standen sie lange und schluchzten, und Sylvius! Valeria! waren die einzigen Worte, welche die Liebe der ohnmächtigen Zunge abzwang.

Da hielt er sie in seinen Armen, und wollte sie betrachten, einen Blick warf er zu den Sternen, als ob er sie bitten wollte, Valeriens Gesicht zu erleuchten.

O Götter, rief er, daß es mir nicht vergönnet ist, Dich zu sehen! Dein freundliches Auge, Deine Rosenwange. Valeria Dir ist doch wohl? Du warst blaß! ---

Sie konnte noch nicht mit Worten antworten; sie antwortete mit zitternden Seufzern, mit Thränen und Küssen.

Endlich legte sich der Sturm der wilden Leidenschaft, und verwandelte sich in eine fröhliche Wehmuth. Sie gingen in den Tempel, hier betrachtete er sie bei der Flamme des heiligen Feuers. Die Thränen in den Augen blitzten wie Sterne; ihre Wange war wieder roth wie die Morgenrose. Nun setzten sie sich auf die Stufen des Altars, er nahm sie in seine Arme, sie legte ihre Wange an seine Brust, und nun flüsterten sie die süßesten Worte, und unterbrachen sie wieder mit Liebkosungen und Küssen.

Sylvius hatte seine Furcht, seine Ahnungen, die Worte des Oberpriesters vergessen, und sie die Ahnungen ihres Herzens. Sie schwammen Beide in dem reinsten Genusse ihrer Liebe. Tausend Dinge hatten sie sich zu erzählen, und zu fragen. Valeria erzählte, und Sylvius unterbrach ihre Erzählung mit einer neuen Frage, die er beantwortet haben wollte, Valeria antwortete, und unterbrach sich selbst um ihn nach etwas zu fragen, was ihn betraf.

So saßen sie. Auf einmahl fing Valeria aufspringend an: Götter es ist Morgen! --- O Götter, schrie sie noch bestürzter: Götter! das heilige Feuer ist verlöscht. Gleich sprang Sylvius auf, laß

mich! rief er; er suchte in der Asche, und fand noch einige glühende Kohlen.

Behutsam blies er sie an, legte neues Holz zu, und Valeria blies in der Angst auf seine Hand, die sie ergriffen hatte. Jetzt loderte das Feuer wieder hell auf, und sie lächelte fromm zum Himmel und sagte: o Vesta, eine Jungfrau soll dein Feuer erhalten; gute Göttin, zürne nicht, die frömmste Liebe hat es wieder entzündet. Nein, sprach sie und fiel dem Jüngling in die Arme: nein, die Furien werden mich nicht verfolgen, daß ich Dich in meinen Armen habe. Sieh wie hell, wie rein die Flamme brennt, die Dein Mund entzündet hat! Nein, Vesta ist uns günstig. Aber Sylvius, sieh, sieh dort bricht die Morgenröthe hervor. Nun geh, doch noch eins! Ich könnte einmahl nicht hier seyn. Wann der sechste Tag kommt, so komm wieder, und hörst Du mich die Hymne der Göttin singen, so steig über die Mauer. Schweigt aber alles; so wacht eine andre Jungfrau.

Wie war das, Valeria! ich sah Deinen Mund, und hörte nicht ein Wort.

Sie wiederholte. Immer heller wurde der dämmernde Morgen. Sie sanken einander in die Arme, sie weinten, sie schluchzten. Leb wohl, Valeria! Leb

wohl, Sylvius! aufs neue Küsse und Umarmungen; O geh, geh! sieh das Feuer erlischt zum zweitenmahle!

Sie trieb ihn ängstlich fort. Er stieg auf die Mauer. Leb wohl! flüsterte er noch einmahl: leb wohl! lispelte sie, und sie ging in den Tempel, blies die Flamme an, und dann warf sie sich mit der Stirn auf den Marmor und betete schluchzend um Glück für ihren Sylvius. Das sah er; denn er saß noch auf der Mauer; das sah er; und er trocknete sich das Auge; er hob die Hände auf zum Himmel! meine Valeria! rief er und nun sprang er wie ein Reh von Stein zu Stein, und die hellste Morgenröthe leuchtete dem liebenden Jüngling auf dem gefährlichen Wege.

Aller Kummer war vergessen, kein ängstlicher Gedanke mehr! die helleste Hoffnung, die reinste Heiterkeit belebte die Herzen beider Liebenden. Fröhlich war nun wieder Valeria, ihr Auge ohne Thränen, ihre Wange blühete wieder, sie tanzte, sie sang, sie segnete die Mauren des Tempels. Es war der Tempel der Liebe.

Die Jungfrauen erstaunten über des Mädchens heitere Seele; dann immer waren Thränen das einzige Geschäft aller Jungfrauen die ersten Jahre des Priesterthums gewesen. Sie gewann die Herzen aller Priesterinnen: eine süße Bescheidenheit, eine rei-

zende Einfalt, eine gefällige Demuth gaben ihrer Heiterkeit so etwas Rührendes, daß selbst der Stolz der ältern Priesterinnen gegen sie das Bittere verlor, und der Neid der jungen und traurenden sogar zur Freundschaft wurden.

Aber fröhlicher war nie eine Braut am Tage der Hymenäen, als Valeria, wenn sie die Wache im Tempel hatte. Sie flog in den Tempel, und wenn sie den ersten Stern am Himmel erspähte, so sang sie jauchzend die Hymne der Vesta. Mit immer neuem Entzücken stieg der Jüngling über die Mauer, und sank in ihre Arme. Bald gingen sie unter den Säulen des Tempels, die Arme in einander gewunden, oder sie saßen nebeneinander auf den Stufen des Altars, sie ruhete an seiner Brust, ihre Hände lagen in seinem Schooße, oder spielten mit seinen Locken, oder sie saß auf seinen Knien und schlummerte auf seiner Schulter, den Arm um seinen Hals geschlungen, die Lippe an seine Wange gedrückt; und dann standen sie an der Flamme des Feuers, betrachteten sich lächelnd, drückten sich die Hände, und nimmer war die Zunge müde zu reden, nimmer das Herz leer an Wonne, nimmer das Auge an Liebe; immer war die längste Nacht kurz wie ein Augenblick, und die sechs folgenden Tage lang wie sechs Jahre.

Ihre Liebe war rein, wie das heilige Feuer, der Zeuge ihrer Liebe. Oft, wenn die Nacht kalt war, öffnete sie den jungfräulichen Schleier und verhüllte sich und ihn, und sein Gesicht ruhete an ihrem keuschen Busen. Sie bebten von Entzücken, aber nicht vor Wollust.

O Valeria! sagte er oft: wenn die Götter uns lieben, so mag so einmahl uns der Tod überraschen, so mich an Deinem keuschen Busen, und Dich in meinen Armen, hier am Altare. So finde man uns, und eine Urne umfasse dann unsere Asche, so wie eine Seele uns beseelte!

Sie lächelte und drückte ihn fester an ihr schlagendes Herz, und sagte leise flüsternd: das geben die Götter!

Der Krieg mit den Sabinern war zu Ende; die Sabiner unterjocht, und die römischen Heere kehrten nach Rom zurück mit Lorbeern gekränzt und folgten jauchzend dem Triumphwagen des Tullius.

Laut jauchzend eilte Sylvius dem geliebten Sieger entgegen, er stürzte an den Triumphwagen, er warf sich seinem Vater zu Füßen, er benetzte seine Hände mit Freudenthränen. Mit brennenden Augen, mit lautem Geschrei begleitete er den Wagen, bis an den Tempel Jupiters. Hier warf er sich seinem Vater noch einmahl zu Füßen, und dann in seine Arme: O mein theurer Vater, rief er vor

Freude taumelnd: die Götter sind nicht glücklicher als ich; denn ich habe Deinen Triumph gesehen.

Nein, deine Liebe, mein Sohn, sagte mit bebender Stimme der Feldherr; deine Freude ist mein wahrer Triumph! und dieser Triumph, Römer, ist euch allen erlaubt! setzte er hinzu, indem er die entzückten Blicke auf die Umstehenden warf. Er schloß den Jüngling in seine Arme, und das Volk bewarf sie beide mit Blumen. Tullius opferte den Göttern seine Gelübde, und kehrte an der Hand Sylvius in sein Haus zurück.

Die Götter haben mich Dir wieder geschenkt, mein Sohn, und ich danke ihnen dafür, daß wir nun Frieden haben; wenn nur, mein Sylvius, — sieh mein Sohn, ich habe dich allein! Meine Tochter — ein tiefer Seufzer verschlang, was der unglückliche Vater noch sagen wollte. Du bist mein einziges Kind, und die weichliche [illegible]he des Tempels, mein Sohn, belohnt Rom nicht. Was siehst du mich so traurig an? Du hast meinen Triumph gesehen, mein Sohn: pocht dir dein Herz nicht, auch dir einen Triumph zu erkämpfen? Verlangst du nicht nach dem Gejauchze eines ganzen segnenden Volkes? Du bist achtzehn Jahre, mein Geliebter; es ist Zeit, daß du ein Römer wirst, deine Thaten sind jetzt nichts als Träume, deine Tugenden Hym-

nen und Opfer, und deine Tage Ruhe: Jüngling, die Ruhe ist Gift, wenn man sie nicht mit Mühe erkauft hat. Tullius Sohn ist seinem Vaterlande mehr schuldig, als einen Opferpriester. Rom nennt meinen Namen mit Ehrfurcht und Segnungen, Roms Feinde mit Zittern und Angst, und der Name Sylvius, soll ihn nie das dankbare Vaterland in die Jahrbücher seiner Geschichte mit Ehrfurcht zeichnen? soll man nie etwas anders von deinem Namen sagen als Sylvius, des großen Tullius Sohn? --- Du erröthest? dein Auge brennt? komm in meine Arme! --- du bist mein Sohn!

In Sylvius Brust loderte die Flamme des Ruhmes hoch auf; er warf sich in Tullius Arme, seine Einwilligung schwebte schon auf seinen Lippen.

Sieh, setzte Tullius hinzu: sieh, wenn du nun heimkehrst aus dem Felde, mein Sohn! wie viel anders ist es dann, als wenn du Priester bist? --- Ein junges reizendes Weib eilt dir entgegen, den Säugling auf den Armen, und einen Sohn an der Hand, da empfangen dich aufs neue die Entzückungen der ersten Liebe.

Die Entfernung hat deinem Weibe die frischen Reize der Braut zurück gegeben, und der Krieger, wenn er zurückkehrt, drückt sein Weib an die Brust mit den heissen Erwartungen der jugendlichen noch unbefriedigten Liebe, wenn der Priester, schon

längst befriedigt, die Lippe des Weibes verschmäht, die ihm jeden Tag Küsse darbietet.

Sylvius hatte die letzten Worte seines Vaters nicht mehr gehört; ein junges reizendes Weib eilt dir entgegen. Diese wenigen Worte hatten die entzückendsten Bilder in seiner Seele erregt; er sah Valerien als sein Weib; sie stand vor ihm mit einem Säuglinge an ihrem schönen Busen. Sein Auge schwamm in einem stillen, sich selbst genießenden Entzücken.

Zerstreut wandte er sich ab, und suchte die Einsamkeit auf, den reizenden Traum auszubilden. O ihr guten Götter! rief er und streckte beide Arme gen Himmel: Valeria mein Weib! dieses holde reizende Mädchen mein Weib! und Mutter meiner Kinder.

Er versank in eine wehmüthige Stille: die reizenden Bilder, die seine Phantasie sich mahlte, zwang sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln und ach! die Unmöglichkeit dieser Bilder je wirklich zu sehen, goß in diese Freundlichkeit eine rührende Wehmuth. Thränen rollten über seine Wangen, Thränen der schmerzlichsten Freude.

O wie unglücklich, wie sehr unglücklich bin ich! rief er und faltete die Hände auf seinem Schooße und sah mit den thränenden Augen in die Wolken.

Jetzt, jetzt sah er auf einmahl da den fürchterlichen Abgrund, wo er eine Rosenaue gesehen hatte. Sie kann, sie darf nie mein werden! das fürchterliche Gelübde verdammt mich zu ewigen unfruchtbaren Sehnen, zu Thränen, die nie versiegen werden.

Laß mich zurück in den Tempel der Vesta! sagte er am Abend zu Tullius; ich bin nicht glücklich; ich will meine Thränen dort in den schweigenden Hallen vergießen! Meine Klagen sollen nicht Deinen Triumph entweihen! O mein Vater, warum mußte auch Dein Sohn vom Schicksal gezwungen seyn, Dich zu betrüben. Ich kann Dir nicht gehorchen: lieben kann ich Dich; allein das ist alles, was Dein Sohn kann. Laß mich zurück in den Tempel.

Tullius glaubte, daß eine unüberwindliche Neigung zum Priesterstande seines Sohnes Herz beherrsche.

Geh mein Sohn! sprach er: geh! zu Thränen will ich dich nicht zwingen; folge deiner Neigung. Glücklich soll Sylvius seyn! er sey es, sey es auch im Tempel der Götter!

Sylvius kehrte in den Tempel zurück, und in der schweigenden Einsamkeit, in den dämmernden Hallen, in den schattenreichen Gängen der Gärten kehrten die reizenden, und marternden Bilder mit neuem Leben zurück.

Da lag der unglückliche Träumer in dem dunkeln Schatten des dicksten Gebüsches, und wie festgezaubert, stand vor ihm Valeria, mit alle dem Zauber der jugendlichen Reize; einen Säugling an ihrer Brust; da stand sie und hielt ihm mit lächelnden Blicken den Knaben zum segnen hin; jetzt wiegte sie den schäkernden Knaben auf ihren Knien; jetzt lief schon der Knabe aus ihren begleitenden sorgsamen Armen in seine Arme, die ihm sich entgegen breiteten. Wohin Sylvius sah, überall stand das himmlische Bild; und die schwarzen Martern des Abgrundes lagen in den Gedanken an die Unmöglichkeit.

Er hörte die Hymne der Vesta, und flog über die Mauer. Ungestüm, mit lauten Schluchzen sank er in des Mädchens Arme: er legte sein Gesicht auf ihre Schulter, er preßte sie wild an seine Brust, seine heissen Thränen flossen in ihren Busen.

O liebster Sylvius, was ist Dir? fragte sie ihn mit zitternder Stimme: warum weinst Du? Nicht wahr, Du sollst mich verlassen?

Wie unglücklich sind wir! antwortete er endlich leise: wie unglücklich sind wir, Valeria!

Valeria schwieg starr vor Schrecken, und ihre Hand zitterte in der seinen. Nein, ich will das Elend allein tragen! dachte er jetzt, und er ver-

schwieg Valerien die marternden Bilder, seine Begierden, seine Wünsche, und machte die Wünsche seines Vaters zu den Ursachen seiner Thränen.

Noch einmahl mußte er Valerien am Altare der Göttin, vor dem heiligen Feuer versprechen, sie nie zu verlassen. Sylvius schwor, und auf Valeriens Gesicht kehrte die Freude, und die heiterste Ruhe zurück.

Nun, erzähle mir, Sylvius! sagte sie vertraulich flüsternd, und zog ihn auf die Stufen des Altars zum sitzen, und setzte sich selbst eine Stufe höher und nahm ihn vertraulich in ihre Arme, und legte seine Wange an ihre Brust: nun, erzähle mir Sylvius!

Sylvius fing an zu erzählen: er stockte, er war zerstreut, er umfaßte Valerien mit Wildheit, er zog sie in seine Arme, er bedeckte ihr Gesicht mit heissen wilden Küssen.

So hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie überließ sich seinem Entzücken, sie theilte seine Küsse und seine Umarmungen; seine Wangen glühten, seine Hände zitterten, seine Lippen stammelten unvernehmliche Worte; er war außer sich.

Aber wie bist Du heute, lieber Sylvius? wie bist Du heute? fragte sie ein wenig betroffen: sag mir Sylvius, was ist dir begegnet? --- komm her!

sei gut! --- Sieh, da weinst Du schon wieder! Laß doch, Sylvius! Du bleibst ja hier! Sie setzte sich auf seinen Schooß, sie schlang den schönen runden Arm um seinen Nacken, sie wiegte ihre Stirn an seiner hin und her, und flüsterte ihm zu: nein, mein guter Sylvius, weine nicht! ich bin ja Dein! So sag mir doch, was ist Dir?

Götter, Valeria! sagte er schluchzend und mit gebrochener Stimme: wenn Du mein Weib wärest! und nun verbarg er sein Gesicht in ihren Busen.

Lieber, lieber Sylvius! das bin ich ja! ich bin ja Deine treue gute Valeria, die Dich liebt, und die Du liebst!

Das bist Du; allein --- o wie unglücklich sind wir!

Unglücklich? --- nein Sylvius, sei nicht undankbar gegen die guten Götter. Nein ich bin unendlich glücklich, denn ich habe Dich ja.

Wenn Du mein Weib wärest, Valeria; dann hätte ich Dich immer in meinen Armen!

Valeria betrachtete ihn mit einem kleinen Nachsinnen: nun ja, Sylvius, das wäre das höchste Glück; allein --- sieh; lieber Sylvius, eben das ist mir schon tausendmahl eingefallen. Wenn ich so ganz allein im Garten bin, und ich sitze nun da,

oder ich gehe so für mich allein, da denk ich tausendmahl: ja, wenn du Sylvius Weib wärest, und wir wohnten nun so auf dem Lande, da hätten wir unsre Hütte; da säßen wir Beide, und schäkerten, da gingen wir in einem Gehölz zusammen, und wären so den ganzen Tag zusammen: ja, lieber Sylvius, ach! es ist doch wohl wahr, daß wir nicht ganz glücklich sind.

O ihr Götter, o ihr mitleidigen Götter!

Aber nun sieh, Sylvius, wenn Du nun ins Feld zögest, bliebst ein ganzes Jahr aus, immer zwischen Feinden, Lanzen, Pfeilen und Schwerdtern! ein ganzes Jahr! ich stürbe in den ersten Tagen. Wenn ich so dächte, da liegt er nun verwundet auf dem Felde, oder da bringen sie ihn schon kalt und starr her! nein, gute Vesta! nein, es ist so besser!

O wie gern, wie gern, rief Sylvius, wollte ich mit meinem Leben die Wonne erkaufen nur ein Jahr lang Dich mein Weib zu nennen, Valeria! O Valeria, bedenke, Du lägest in meinen Armen!

Nun, Du sonderbarer Mensch, wo lieg ich denn jetzt? sagte Valeria lächelnd, und legte sich ganz in Sylvius Arme.

Ach Valeria, Valeria, o daß diese Mauren zusammenstürzten, und wir könnten in die wilde-

sten Gebürge fliehen, ich und du allein! die Liebe würde die Felsen für uns beleben! --- Du mein Weib! mein geliebtestes Weib, und dann --- o Valeria --- dann der überschwenglichen Wonne! dann Mutter! ---

Valeria erröthete, und schlug die Augen ein paar Sekunden nieder. Die Flamme erlöscht doch über unserm Geschwätz nicht, Sylvius? sagte sie, und stand auf und sah nach der Flamme. Sie stand am Feuer glühend roth, und sah verstohlen auf den Sylvius nieder, der seinen Kopf in die Hand gelehnt, nachdenkend da saß.

Laß uns ein wenig in der Halle auf und nieder gehen, lieber Sylvius! sagte Valeria, und reichte dem Jüngling die Hand. Sie gingen beide schweigend und seufzend neben einander her; Valeriens Thränen flossen milde, Sylvius sah es, und warf sich vor dem Mädchen nieder; Valeria, Valeria, ich bin glücklich, denn du bist mein!

O bei der Vesta, mehr Dein, Sylvius, als je ein Weib ihres Mannes war! o Sylvius, Sylvius, zerstöre die Glückseligkeit nicht, die wir haben! Sie streichelte ihm die Wangen, sie liebkoste ihn, sie war so zärtlich, daß sein Kummer zerstreut war, und die alte Vertraulichkeit war wieder da, eben da die Morgenröthe anbrach und ihn aus ihren Armen trieb.

Aber in seiner Einsamkeit kehrte das Bild seiner Valeria als Mutter wieder zu ihn zurück. Seine Phantasie marterte ihn mit dem allerausgemaltesten Bildern der ehelichen Glückseligkeit. Ungestüm erwachten alle Begierden, die Hymen mit seiner Fackel befriedigt.

Ach, rief er! ich unglückseligster der Menschen, zu ewigen Begierden verdammt, die ich nie befriedigen darf!

Mit jedemmahle, da Sylvius Valerien wiedersah, wurde seine Begierde brennender, er lag in ihren Armen, an ihrer Brust mit brennenden Wangen, mit hochschlagendem Herzen, ohne Worte; wilde Umarmungen, glühende Küsse, verrätherische Blicke ein seelenloses Hinstarren erschreckten das arme Mädchen. Sie wollte ihn trösten, sie wollte ihn beruhigen, und ihre Küsse, ihre Liebkosungen machten ihn noch wilder als er schon war.

Da saßen die beiden Unglücklichen neben einander, und wagten es kaum sich anzusehen; kein Wort entfloß ihren Lippen, nur schwere Seufzer verkündigten von Zeit zu Zeit den Kampf ihres Herzens. Sie schauderte, wenn er seine Arme nach ihr ausstreckte, und seine Arme sanken wieder nieder, ehe sie sich um das Mädchen hin schlangen.

Jetzt riß er sie wild an seine schlagende Brust, o Götter! rief sie und ihre Hände, die sonst sich

so gern um seinen Hals schlangen, stemmte sie jetzt gegen die schlagende Brust des Jünglings; ihre Lippen, die sonst seinen Küssen entgegen kamen, wandten sich von ihm ab und seufzten. Ach sie sank endlich stumm in seine Arme, zu schwach mit ihrem Herzen und seiner Liebe länger zu kämpfen.

Sylvius! ruft sie mit furchtsam bittendem Tone: und er stürzt aus ihren Armen, und die rollenden wilden Blicke starren an das Gewölbe. So steht er starr und stumm, und sie --- betrachtet ihn, streckt ihm die offnen Arme entgegen, und zerfließt in Thränen. Sylvius wendet sich langsam um, und eilt in ihre offnen Arme, nein, weine nicht, Valeria! ehe soll ein siebenfacher Tod mich zerreißen --- Nein! nein! --- O Valeria, drücke mich nicht an Dich! Deine Küsse sind Gift, Deine Umarmungen berauschen! Laß mich, ich bin die Beute meines Elends!

Ihre Freude war zerstört, ihr Vertrauen vergiftet. Sie wünschte die Morgenröthe, sie sah hundertmahl an den Himmel, und harrte auf die Helle des Morgens, und wann sie kam, so wünschte sie noch tiefe Nacht.

O Götter, wie elend sind wir! lispelte sie ihm leise zu, da er schweigend auf den hellen Himmel zeigte, und ihre Hand an seine Lippen drückte!

Wie Elend sind wir! so sagte sie noch dreimahl, da sie allein war, und badete den kalten Marmor mit heissen Thränen. Das nächstemahl da sie sich wiedersahen, schloß ihn Valeria feierlich in ihre Arme. Höre, mein geliebter Sylvius; komm, laß uns zusammen reden! komm, hieher setze Dich!

Sylvius setzte sich neben Valerien: sie legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, und nun fing sie mit der sanftesten liebevollsten Stimme zu ihm an: lieber, lieber Sylvius, wir sind unglücklich, glaubst Du? Ja, Sylvius, wir sind es, wenn Du fortfährst, in den Armen Deiner Valeria Qualen zu finden. — Sylvius, ich bin zu schwach mehr zu thun als zu weinen: ich liebe Dich; und wenn man das Grab, das mich verschlingen sollte, schon vor meinen Füßen geöffnet hätte, ich könnte es Deinen Thränen nicht abschlagen mich hinein zu stürzen! —

Hörst Du was ich sage, mein Geliebter?

Sylvius sah starr auf den Boden und schwieg.

Ach, bedenke, mein Trauter bedenke, wenn man mich nun zu meinen Grabe hinschleppte, wenn man mich nun lebendig in das Grab hinabstürzte; wenn man mich aus Deinen Armen risse, wenn man Dich vor meinen Augen ermordete! Dich! denke, wenn ich nun mit Erde bedeckt, allein im

finstern

finstern Boden, meinem Hungerstode, meinem Jammertode entgegen schmachtete! --- Sylvius! rede, rede, Mann! wünschest Du noch, daß ich Mutter seyn möchte?

Sylvius warf sich zu ihren Füßen, er umarmte ihre Knie; nein! rief er, nein! bei allen himmlischen Göttern: von jetzt an bist Du mir so heilig als die Göttin selbst, heiliger als sie! Komm, er zog sie wieder nieder auf die marmorne Stufe, er zog ihren Schleier über ihr Gesicht, er verhüllte die schöne Gestalt, und benetzte den Schleier mit seinen Thränen. Nein, Valeria, sieh ich will Dich nicht sehen, ich will die weiche Hand nicht mehr berühren. Fürchte nichts! Dein Grab! o Götter! --- Wir sind elend, sehr elend!

Valeria warf sich in seine Arme, und doch glücklich, Sylvius! rief sie: und doch glücklich! Nun schwöre mir, daß Du meinen Tod nicht willst. Sie sanken Beide vor den Altar der Göttin, und schworen Beide stark zu seyn, und Sylvius Herz wurde durch den Schwur zerschmettert und geheilt.

Und nun warf sich Valeria mit der furchtlosen Unschuld, mit der keuschen Vertraulichkeit wieder in seine Arme. Meine Schwester! sagte er: und Valeriens Herz zerfloß in der höchsten Wonne des Le-

bens. Ja, mein Bruder! mein Bruder! das Wort hat meine Seele gesucht, ich bin glücklich!

So verging die Nacht unter den Liebkosungen des Entzückens und des Schmerzes. Die Lippen sagten Schwester und Bruder, allein die Herzen verläugneten den Namen, und die Liebkosungen verriethen die geheimsten Gefühle des Herzens.

Leb wohl, mein Bruder! rief ihm das entzückte Mädchen noch nach wie er über die Mauer hinüber stieg.

Die Sonne war aufgegangen, und ein Gejauchz des Volks tönte durch die Mauern des stillern Tempels; und störte den Liebenden aus seinen düstern Träumen. Tausend Stimmen erschollen, jetzt neue Tausende, das Jauchzen verdoppelte sich, ein freudenreiches Jauchzen der glücklichen Stadt.

Sey mir gegrüßt, Sohn des römischen Königs! rief der Priester dem Sylvius zu, und sank in seine Arme: hörst Du Rom jauchzen! das Volk segnet seinen König, Deinen Vater.

Ankus Söhne hatten den König Tarquinius ermordet: die Mörder waren geflohen. Rom versammlete sich zu der Wahl des Königs. Tullius brachte das Diadem seines ermordeten Freundes in die Versammlung.

Wählt den würdigsten, Bürger Roms! sprach er, und begab sich in die Kurie, wo er seine Stimme hatte, ohne weiter etwas zu sagen.

Viele Edle hielten Reden an das versammlete Volk, um das Diadem zu erbitten.

Tullius sey unser König! rief eine Stimme laut unter dem Volk. Tullius riefen tausend andere Stimmen. Tullius, unser König! rief das versammlete Rom.

Der edle Mann bestieg die Tribune; man brachte ihm das Diadem. Der Priester Jupiters wollte es um seine Locken schlingen, und Tullius winkte dem Volk, und befahl den Priester zu halten.

Hört mich, Römer --- so fing Tullius an: Nimm erst das Diadem, und wir wollen Dich hören! schrien tausend. Die Edlen umringten ihn, der Priester näherte sich, und Tullius wollte die Tribune herabsteigen. Jetzt schrien die Römer aufs neue: Tullius, unser König! sie hoben ihn auf die Tribune zurück. Sie küßten ihm die Hände, der Priester schlang das Diadem um seine Locken, Rom jauchzte, schnell flog das Gejauchz durch die Stadt, und der König opferte im Kapitolium.

König? rief Sylvius: mein Vater? Tullius, König? und in sein trübes Auge stieg der lodernde Blitz der schnellen Freude. Er flog durch die Prie-

ster, er flog durch das Gedränge des Volks, er flog durch die Bewaffneten, er stürzte durch die ehrwürdigen Senatoren, und sank athemlos zu seines Vaters Füßen am Altare Jupiters.

Das Opfer war eben vollendet, und sein Vater drückte den berauschten Jüngling an seine Brust. Endlich, endlich, sagte er: hat dich Roms Jauchzen aus Deinem Priesterschlummer erweckt! Siehe da, er zeigte auf die Bürger Roms: da stehen sie, die andere Thaten von dem Sohne des römischen Königs erwarten als Opfer.

Der Jüngling flog mit seinem Blicke über die Menge hin, er streckte die Arme nach ihnen aus, und ein lauter Zuruf beantwortete des Jünglings Bewegung.

Tullius winkte mit der Hand, das Geräusch schwieg. Da ergriff der König seinen Sohn bei der Hand, und führte ihn vorn auf die Schwelle des Tempels.

Eine Stimme aus den Bewaffneten rief: Tullius Sohn, wir kennen Dich nicht. König von Rom, laß ihn beweisen daß er Dein Sohn ist!

Tullius riß einem Krieger den Schild und die Lanze aus den Händen, und gab sie dem Jünglinge, der schamroth und glühend vor Verdruß da stand. Sylvius nahm die Lanze und den Schild!

Herab zu Roms Kriegern! riefen die alten Sieger: Triumphe haben Deinem Vater das Diadem erworben! Sey ein Mann wie er.

Sylvius flog hinab zu den bewaffneten Römern. Die Befehlshaber umringten ihn: sey uns willkommen Sohn des edlen Tullius. Ein alter Krieger brachte ihm den römischen Adler, und ein Schwerdt. Hier, Sohn unsers Königs, meine Legion vertraut Dir ihren Adler! Sylvius hob ihn hoch empor! eine dunkle Röthe entflammte sich auf seinen Wangen, seine Augen blitzten wie Flammen, kühn und edel stand er unter den Kriegern da.

In Triumph begleitete das Volk den großen König nach Hause, und ihren jungen und neuen Gefährten des Krieges, und in der Brust des Jünglings wallten Gefühle, die Gefühle des Ruhms, und die Liebe schwieg und sprach nur ganz leise, wenn sie ihn an Valerien erinnerte.

Auch Valeria hatte in ihrer Stille das Gejauchze Roms gehört: es war ihr unangenehm, weil es sie in ihren süßen Träumen störte. Man wählt heute den König Roms! sagte ihr eine Priesterin. Sie lächelte und schwieg: was hatte Roms König mit ihrer Liebe zu schaffen?

Sie harrte ihrem Geliebten entgegen; heute war der Tag; der ihn doch wenigstens ihrem Anschauen im Garten gab. Schon waren die Priester

da, aber Sylvius nicht bei ihnen. Sie erschrak. Sie wagte es nicht zu fragen, wo ist Sylvius? Sie hörte zum erstenmahle auf die Gespräche der Uebrigen; sonst saß sie entfernt von den andern, und warf von Zeit zu Zeit nur ihre Blicke auf den Jüngling, den sie allein liebte.

Es war ein schöner Anblick, erzählte ein alter Priester: den König im Tempel zu sehn, und das segnende Volk um ihm. Und wer ist König? fragte eine Priesterin, die jetzt erst hinzutrat.

Tullius, unsers Sylvius Vater! Valeria fühlte ihre Wangen glühen; sie trat näher zu den Sprechenden.

Nun auf einmahl, erzählte er weiter: stürzte sich Sylvius zu den Füßen seines Vaters, und umarmte seine Knie. Sein Vater sagte ihm etwas, und zeigte dabei auf die Menge. Sylvius grüßte das Volk, und das Volk jauchzte. Die rauhe Stimme eines Kriegers rief etwas, und rasch stand Sylvius da bewaffnet, und flog die hohen Stufen hinab, und mischte sich unter die Krieger. Man drängte sich um ihn her, man jauchzte, und ich sah ihn nach Hause, von den meisten Kriegern begleitet, eilen; er trug einen römischen Adler. Der Priester ist nun Soldat, und wir sehen ihn nicht wieder.

Valeria war bleich wie eine Lilie geworden. Nicht wieder! die Worte hauchte sie unhörbar nach,

und die Empfindung des Todes durchschnitt ihr Herz. Sie sank nach und nach um.

Pompeja fing sie in ihre Arme auf. Ist Dir wieder nicht wohl, arme Valeria? fragte Pompeja: schon gestern hatte sie diese Ohnmacht. Sie führte das arme Mädchen zu einem Sitze, sie nahm sie an ihren Busen, sie weinte über sie, und Valeria schlug endlich die Augen wieder auf.

Ermanne Dich, Mädchen! sagte Pompeja mit liebreichem Tone ihr flüsternd ins Ohr. Du Unglückliche, hoffe, hoffe!

Es ist vorbei, Pompeja! --- Ich bin unsäglich unglücklich.

Ruhig, Kind! ruhig! man hat die Augen auf uns! Ich habe schon gesagt, daß Du gestern eine ähnliche Schwäche gehabt hättest. Verrathe Dein Herz nicht!

Valeria sank an des gütigen Mädchens Busen, und jammerte heimlich und leise. Ich bitte Dich, Pompeja; laß mich Unglückliche allein! Sie stand auf, sie ging allein, mit mattem Schritte den Gang hinab; endlich warf sie sich in den Schatten einer Zypresse, und versank in dem Gefühle ihres Elends.

Ich habe ihn verlohren! das war alles was sie denken konnte. Sie überließ sich ihrem Elende; sie zernichtete selbst die hellen Hoffnungen, welche ihr

liebendes Herz dennoch durch den finstern Kummer emporhob. Ich sehe ihn nicht wieder! Ihr Auge wurde nicht trocken; der Schlaf schloß es unter Thränen zu, und der Morgen öffnete es in Thränen wieder. Ich habe ihn verlohren! ich sehe ihn nicht wieder! Er hat seine treue, seine sterbende Valeria vergessen!

Vergessen warst Du nicht, holdes, unglückliches Mädchen! vergessen warst du nicht!

Sylvius kam in den Triumph der begleitenden Bürger zurück. Er ging durch den Haufen der Liktoren, welche die Thüre seines väterlichen Hauses umringten; ein stolzer Anblick! Er sah seinen Vater von den römischen Senatoren umringt. Sein Herz flog, ungern legte er den Adler ab, ungern gürtete er das Schwerdt von der Hüfte. Neue Bilder standen in seiner Seele, tausend neue verwirrte Bilder, sein Ehrgeiz war lebendig geworden. Mit starken Schritten eilte er in den Gängen des Gartens umher, und harrte ungeduldig dem Augenblick entgegen, wo der Senat seinen Vater verlassen haben würde, um ihm die Frage zu thun: wann zieht Rom ins Feld? —

Leise und unbemerkt erhob sich auch Valeriens Bild durch den unruhigen Tumult der Leidenschaften in seiner Seele, und auch ihr Bild diente Anfangs nur dazu, die Flamme des Ehrgeizes noch stär-

ker zu entbrennen. Valeria sah seinen Ruhm! die Mauren des Tempels waren eingestürzt, Valeria sah ihm triumphirend heimkehren, und stürzte sich in seine Arme.

Nach und nach verschwanden die Täuschungen seiner Phantasie. Ich sehe sie nicht wieder! Er bebte. Die Unglückliche, der Gram wird sie tödten! und sein Auge wurde naß. Jetzt erst erhob die Liebe die freundlich entzückende Stimme in seiner Brust, die lauten Stimmen der Ehre schwiegen. Nein, rief er endlich: sie ist mein! sie ist mein! sie soll mein bleiben!

Sein Auge fiel auf den Adler, den ihm Rom geschenkt hatte; eine Schaamröthe überzog seine Wangen! allein Valeria stand vor ihm, mit ihrem freundlichen Blicke, streckte die Arme nach ihm aus, sah ihn mit thränenvollen Blicken an, und er rief: geh, du unseliges Zeichen meiner Untreue! --- Nein, Valeria, ich bin dein!

Der Senat hatte seinen Vater verlassen, und er umarmte seinen Vater mit einer stillen Schaamröthe. Sey mir gesegnet, mein Sohn! Sohn des römischen Königs, und dareinst König von Rom! so empfing ihn Tullius.

O mein Vater, die Götter haben Deine Tugenden belohnt, und das Gebet meines liebenden Herzens hat Dir diesen Lohn von den guten Göttern erfleht;

und nun Verzeihung! Verzeihung, mein Vater! Ich kann den Adler nicht annehmen, den Rom mir geboten hat. Das sprach er mit niedergeschlagenen Augen.

Wie Sylvius, willst du der einzige der Römer seyn, der mich betrübt.

Ich bin nur der einzige von den Römern, mein Vater, den Deine Güte nicht glücklich macht. Ein feindlicher Genius, mein Vater, hat bei meiner Geburt gewaltet. Nimm Dein Geschenk zurück und laß mich im Tempel sterben.

Bei Roms Schutzgöttern, ich liebe Dich, mein Vater! ich bin Tullius Sohn, allein nicht der Sohn des römischen Königs. — Laß mich, laß mich meinem Geschicke! Mein Auge ist nur für den Anblick eines dunkeln Hains oder des stillen nächtlichen Himmels, nicht für die Pracht des Throns, nicht für den Anblick der Schlachten, mein Ohr liebt nur den Gesang eines einsamen Vogels, das Gemurmel des Bachs, und das stille Geschwätz der Freundschaft, nicht das Geräusch der Versammlungen, nicht das Getöse der Waffen, nicht den Tumult, der den Thron umringt; ich bin für die Größe zu unglücklich, für den Triumph bin ich nicht geschaffen; ach! mein Vater! er warf sich mit strömenden Thränen in seine Arme? ich bin nichts als unglücklich, laß es mich in der Stille des Tempels bleiben!

Und was, mein theurer Sohn, macht Dich unglücklich? habe Vertrauen!

Mein Herz, mein Herz! Ich war zum Unglück geboren!

Mein Sohn, ich habe keinen Sohn als dich! und ich habe geschworen. — Er hielt nachdenkend inne: schnell wandte er sich noch einmahl zu ihm: höre, Sylvius, wenn der Thron denn Deine Liebe zur Einsamkeit nicht zerstören kann, so soll es die Natur. Ich bin dein Vater nicht! Ich war entschlossen dir noch lange dieses Geheimniß nicht zu entdecken! Ich bin dein Vater nicht.

Sylvius betrachtete ihn starr. Und wer ist mein Vater? und wer sind meine Eltern? —

Deine Eltern sind ermordet!

Ermordet? o ihr guten Götter! ermordet? o Tullius, doch mein geliebtester Vater, wer sind die Mörder meiner Eltern?

Deiner Mutter Mörder kenne ich nicht, allein den Mörder deines Vaters kenne ich! aber ehe soll ihn meine Lippe dir nicht nennen, ehe du nicht ein Mann bist dich rächen zu können. Jüngling deines Vaters Mörder lebt, und du stehst da und vergießest muthlose Thränen? — Ergreif das Schwerdt, und der Lohn für den ersten Sieg, den du Rom erkämpfen hilfst, sey der Name des Mörders deines Vaters!

Meines Vaters Mörder lebt noch, und du bist König von Rom?

Tullius schloß den Jüngling in seine Arme: mein Sohn eine undurchdringliche Nacht liegt noch jetzt auf diesem Geheimniß; wehe uns allen Beiden, wenn diese Nacht weicht! Komm mein Sohn, nimm aus meinen Händen das römische Diadem; du weißt nicht, wessen Händen du es verweigerst!

Wehe uns Beiden, wenn die Nacht weicht, sagst Du? --- Nun so laß diese Nacht ewig das Geheimniß bedecken. Siehst Du mein Vater, mein Geschick hat mich in die Verborgenheit des Tempels verbannt. Laß mich, mein Vater! wenn Du es wüßtest, wie schwer es meinem Herzen wird, das Schwerdt abzugürten --- o laß mich! ich bin unglücklich, unglücklicher als mein Vater! --- Du siehst, die Götter wollen es, so greife Du nicht in das ewige Gewebe der Götter! die Götter kennen den Mörder meines Vaters, und ich bin ihr Priester! Laß mich!

Tullius suchte alle Mittel hervor, ihn zu bereden, den Tempel zu verlassen, oder wenigstens die Ursache des Kummers seines geliebten Sohnes zu erfahren. Beides war vergeblich. Sylvius war am dritten Tage nicht mehr zu halten. Er kehrte in den Tempel zurück, der das unglückliche liebende Mädchen mit ihm vereinigte, und von ihm trennte.

Die Unglückliche! sie wußte nichts von ihm, sie konnte nichts von ihm erfahren. Endlich kam der Tag, da sie die Wache im Tempel hatte; ein Strahl von Hoffnung belebte ihr Herz aufs neue, und dann wurde es wieder durch die fürchterliche Gewißheit zerschmettert, er hat ja den Adler angenommen.

Schon zweimahl hatte sie die Hymne der Vesta gesungen, und noch war der Himmel roth von den letzten Strahlen der Sonne: nie hatten die Sterne länger gezögert.

Endlich sang sie zum drittenmahle die Hymne: sie hörte das bekannte Geräusch. O Gott, er ists! rief sie, und breitete beide Arme aus, ihr Busen wallte von hohem Entzücken. Er erschien auf der Mauer. Willkommen, Sylvius! willkommen, mein Treuer, mein Geliebtester!

Sie stürzte in seine Arme, sie umschlang ihn mit einer liebenden Wuth, sie drängte sich in ihn hinein, sie weinte, sie jauchzte, sie lachte, sie schluchzte, sie war ausser sich.

So hab ich Dich wieder! so hab ich Dich wirklich wieder! und Du bist mein! und bleibst mein! und dann preßte sie ihn aufs neue an sich, als ob sie ihn erdrücken wollte.

Sylvius schwamm in der reinsten Wonne! die Liebe belohnte ihn für seine Treue, mit ihrer hei-

ligsten Wonne. Der Augenblick war mehr werth als die Freuden des Throns, die er ausgeschlagen hatte. Endlich wurde der Taumel der Liebe stiller, und Sylvius erzählte dem harrenden Mädchen die Geschichte der drei Tage.

Wie? sprach sie mit Freudenthränen in den Augen: das hast Du gethan? einen Thron ausgeschlagen? um meinetwillen? ich bin Dir mehr als Roms Thron? mehr als die Rache für Deinen ermordeten Vater? sie sank zu seinen Füßen, sie küßte seine Hände. O daß ich tausend Leben hätte, sie für Dich hinzugeben! meine Liebe wird mich tödten, Sylvius!

Sie sank in seine Arme, ohnmächtig vor Entzücken. Halb sinnlos nahm er sie in seinen Arm; sie, von Dankbarkeit und Liebe überwältigt, überläßt sich, wechselsweise ans Herz ihn drückend und gedrückt, seiner wilden Liebe. Ihre Seelen sind berauscht in Liebe; der Tempel ist vergessen, Valeriens Schwur, der Göttin heiliges Feuer, des Mädchens furchtbares Grab, die ganze Welt ist vergessen, und die entheiligte Jungfrau stürzt zu spät aus den Armen des trunkenen Jünglings!

Wild schlägt Valeria das rollende Auge an die Decke: der Tempel schwankt, die Säulen bewegen sich, das heilige Feuer schießt blaue gräßliche Flammen von sich, schreckliche Stimmen scheinen im

Tempel zu zischen; sie sinkt zu Boden mit einem Zetergeschrei.

Laß uns fliehen: ruft er gräßlich und ungestüm und reißt sie von Boden empor, laß uns fliehen!

Er nimmt sie auf seine Arme, und sie hängt leblos auf seiner Schulter. Er eilt mit ihr schnell die Stufen hinab, und ach! die schreckliche Mauer steht da vor ihm.

Weh! weh! ruft er brüllend: so sind wir verlohren! o ihr schrecklichen Götter!

Wo bin ich? frägt Valeria mit matter Stimme, und schaut stier und langsam umher, und verbirgt dann wieder das bleiche Gesicht auf seiner Schulter.

Er setzte sie nieder, und rannte ängstlich hin und her, und dann wieder zu dem unglücklichen Mädchen, fällt vor ihr nieder, verbirgt sein Gesicht in ihren Schooß, und schluchzt.

So waren sie der Raub der Verzweiflung, der schauderhaftesten Angst, und des fürchterlichsten Schreckens, bis der Morgen anbrach.

Fort! fort! rief Valeria! ich höre Stimmen; rette Dich! rette Dich!

Nein, bei den Göttern! ich bleibe!

Fort! rief sie: willst Du mich tödten!

Das Wort jagte ihn wie ein verscheuchtes Reh. Er flog die Mauer hinan, und in die Priesterwohnung.

Wer kann den Zustand dieser beiden Herzen beschreiben, in den ersten Stunden, da sie sich selbst und ihren Ueberlegungen überlassen waren? Eine dumpfe namenlose und auch gegenstandlose Angst marterte sie. Sie fürchteten, ohne zu wissen was; der Himmel schien schwerer zu seyn als sonst; sie suchten die Einsamkeit! weil die Menschen sie im Nachdenken störten, und flohen die Einsamkeit, weil diese Gedanken sie ängsteten.

Die größte Qual die sie fühlten, war von einander getrennt zu seyn: Ahnungen, sie ist krank, sie ist entdeckt! er ist der Raub der Verzweiflung marterten sie beide bis zur Raserei. Valeriens Schmerz versüßte doch wenigstens die unendliche Liebe des Jünglings; ach, sie konnte die Schwachheit nicht immer bereuen, womit sie ihm seine Treue belohnt hatte: Sylvius hingegen litt unaussprechlich. Seine Phantasie quälte ihn unaufhörlich mit den gräßlichsten Bildern ihres Todes.

Der erharrte sechste Tag erschien, und die beiden unglücklichen saßen nun schwermüthig, und einsylbig beisammen; keiner wagte es dem andern seine Vermuthungen, seine Ahnungen, seine Angst

mit-

mitzutheilen. Sie saßen Hand in Hand geschlagen, und betrachteten den Boden zu ihren Füßen, und eine Thräne nach der andern rollte aus ihren Augen.

Kannst du mir vergeben? fragte endlich Sylvius, ohne seine Stellung zu verändern, und sie drückte statt der Antwort seine Hand an ihr Herz und dann an ihre Lippen. So verfloß diese Nacht, unter den bittersten Empfindungen der Reue, der beleidigten Unschuld, und der Furcht vor der Zukunft, und beim Abschiede versicherten sich Beide, daß sie ruhig wären, und baten Beide einander, ruhig und zufrieden zu seyn.

Valeria kehrte in ihre Einsamkeit zurück; nach und nach verlor sich ihre Angst, und die Wollust, sich mehr als einen Thron geliebt zu sehen, goß in die Wunden einen heilenden Balsam. Wie? ist denn das Leben mehr als ein Thron? sprach sie zu sich selbst. Sie versank in stilles Entzücken über des Jünglings Liebe! Nein! rief sie: mein Schicksal soll ihm keine Thräne mehr kosten.

Und sie schloß ihn das erstemahl, da sie ihn wieder sah, sehr ruhig in ihre Arme. Komm, mein Sylvius, sagte sie: komm, und lerne von mir ruhig seyn!

Sylvius staunte sie an.

Höre mich an, mein Sylvius! Würdest Du nicht gern Dein Leben für mich geben?

O tausend, tausend, wenn ich sie hätte!

Und zweifelst Du, daß ich Dich weniger liebe?

Nein, Valeria, an Deiner Liebe zweifele ich nicht!

Nun Sylvius, ich kann sterben, das ist alles! — Sieh da den Grund meiner Ruhe! Ich bin Dein Weib! Es war Dein Wunsch, Sylvius! Du hast meiner Liebe einen Thron geopfert, und ich opfere Dir, wenn es seyn muß, mein Leben; — allein sind mir denn diese Mauren unersteiglich? — Sey ruhig! sey ruhig! Sylvius! Sieh, die Götter haben mir den Muth eingehaucht! --- Setze das Schlimmste, setze ich werde Mutter, — sieh, dann — flieh ich mit Dir, über jene Mauer, über welche Dich die Liebe so oft geführt hat. Wir verlassen Rom!

Und würden verfolgt ---

Dann tauchst Du einen Dolch in dies Herz, und dann in Deines, und wir schweben zusammen vereint zu den seligen Göttern!

Valeria, Du sterben?

Ist Dir der Tod mit mir schwer? --- Nein Sylvius! sieh ich setze den schlimmsten Fall, und wie leicht entkommen wir, ehe man unsre Flucht

merkt. Sieh, die Götter haben so lange die treueste Liebe geschützt, sie werden sie ferner schützen!

Ja Sylvius mir scheinen die Flammen der Hoffnung. Selbst diese Nacht noch machten sie die Probe, ob wohl Valeria über die Mauer kommen würde, und zu beider Entzücken erreichte sie den Gipfel der Mauer, und von da war es leicht hinab zu schlüpfen.

Fröhlich standen sie nun am heiligen Feuer und Sylvius besah Valeriens Hände, ob nicht ein Stein sie verwundet habe, und küßte jeden rothen Fleck, den sein sorgendes Auge ausspähte. Sie überliessen sich diesen fröhlichen Hoffnungen mit aller jugendlichen Heiterkeit. Alle Schwierigkeiten waren überwunden und beide schon in Sicherheit.

Nun, mein Weib, mein zärtliches, mein treues Weib! rief er und schloß sie an seine hoffende Brust, und ein entzückenvolles Geschwätz versetzte die Liebenden in die Gefilde des Himmels. Mit den süßesten Bildern füllten sie ihr künftiges Leben, sie schufen schon das Geräth, das ihre kleine Hütte füllen sollte; sie malten mit den schönsten Farben die Jahre aus, die sie immer bei einander leben wollten. Sie weinten Beide vor Entzücken, und versiegelten ihre goldnen Hoffnungen wieder mit neuen Vergessenheiten.

Eine neue Angst ergriff sie, aber die übermächtige Hoffnung zerstörte die Angst, und löste sie in neue Wonne ihrer Flucht und ihres glücklichen Lebens auf. So floh die Nacht unter Hoffnungen, Genuß und Angst hin. Der Morgen trennte die von Liebe und Hoffnung berauschten Liebenden.

Sylvius war mit nichts als mit seiner Flucht beschäftigt. Täglich stand er an der Mauer, und maß ihre Höhe mit starren Augen, alle Nächte machte er Proben, seiner Valeria die Flucht zu erleichtern. In der finstersten Nacht konnte er den Theil der Mauer finden, der ihrer Flucht den Weg bahnen sollte.

Auch Valeria hatte schon den Versuch gemacht über die Mauer zu steigen, und schon einmahl waren sie beide außer den Ringmauren des Tempels in Freiheit.

Warum hauchte euch der Gott, der euch hinüber führte, ihr Unglücklichen! nicht auch den Muth ein jetzt gleich Rom zu verlassen. Ein Geräusch, das sie hörten, erstickte in Sylvius Brust den Gedanken, sie sogleich mit sich zu führen. Sie stiegen wieder zurück, und Valeria war wieder im Tempel, in den Armen des Geliebten, und neue Berauschungen im Arm der Liebe zogen sie noch heiliger zusammen und machten ihre Flucht noch wahrscheinlicher.

Ein Schwerdt, zwei Wurfspieße, zwei Dolche hatte Sylvius schon in seiner Wohnung verborgen. Am Tage streifte er hundertmahl den Weg vom Tempel ans Thor, um die Gegend um Rom: die Wege, die in den Apenin führten, kannte er genau.

Ein fröhliches Entzücken wallte nun in seiner Brust, und Valeria war wieder das fröhlichste, das heiterste, das lachendste unter den Mädchen der Vesta.

Alles ist nun bereit, meine Valeria! rief er eine Nacht seiner Geliebten entgegen: ich habe Gold, ich habe Waffen, die Liebe soll uns führen! wir fliehen in den Apenin, und von da zu den Samniten, und da, da! o ihr guten Götter! er betrachtete sie mit einem Auge voll Entzücken. Bestimme Du selbst einen Tag Valeria!

So laß uns warten, bis das folgendemahl, dann ist es Mondschein; und so können wir nicht irren, als in den jetzigen finstern Nächten.

Sie überließen sich ihren Hoffnungen, ihrem Entzücken, ihren Erwartungen. Sie gingen mit den Küssen des befriedigten Entzückens aus einander, und die sechs Tage setzte kaum der hoffende Jüngling den Fuß an den Boden; er schwebte und flog, er steckte die übrigen Priester mit seinem Entzücken an, sein Auge blitzte, seine Wange glühte,

seine Hände zitterten vor Freude, er war ohne Besinnung.

Der sechste Tag erschien. Mit dem ersten Sterne schlich er an die Mauer. Er horchte, keine Stimme! Er horchte wieder. Keine Hymne der Vesta, eine Todtenstille!

Er stieg leise und vorsichtig auf die Mauer, und sah mit stieren Blicke in die Säulen des Tempels. Er hörte einen Fußtrit gehen; allein es war nicht Valeriens leichter schwebender Gang. Noch immer hoffte er; endlich hörte er einen Seufzer, es war nicht Valeriens Stimme. Er stieg mit den kummervollsten Vermuthungen wieder hinab, und ängstete sich die Nacht und den andern Tag bis zum Abend.

Jetzt hoffte er, würde die reizende Hymne der Vesta ertönen: sie ertönte nicht; er stieg wieder auf die Mauer und Valeria war nicht da. Jeden Abend schlich er an die Mauer, und kehrte mit entsetzlicher Angst zurück; denn die Hymne der Vesta ertönte nicht wieder.

Endlich kam der Versammlungstag im Garten. Valeria war im Garten. Sie sah blaß, aber nicht krank. Sie sah ihn mit einen bedeutenden Winke an, und dann Pompejen, auch Pompeja betrachtete den Jüngling bedeutend, und ging nun den Gang hinab.

Von Weiten folgte Sylvius ihr. Sie setzte sich auf eine Rasenbank, stand dann schnell auf und im Vorübergehen sagte sie dem Jüngling: auf meinem Sitze, und ging zu den übrigen Vestalinnen. Langsam ging Sylvius zu den Rasen, wo Pompeja gesessen hatte, und fand dort ein kleines Zettelchen von Valeria.

Er schlich sich hinter Büsche, und las mit einem unruhigen Erwarten: sey ruhig! man hat Dich gesehen! ich darf nicht mehr wachen! Pompeja ist meine Schutzgöttin! die Hymne der Vesta! ich hoffe bald: Leb wohl: Sey vorsichtig!

Er benetzte die Schrift mit seinen Thränen. Er hätte jetzt tausend Diademe drum gegeben, nur zwei Minuten mit ihr zu reden. Er konnte es kaum wagen, die Augen auf sie zu werfen, so hüteten ihn die Blicke der Priesterinnen. Valeria that gleichgültig und unbefangen, sie hatte eine Rose in den Händen, sie drückte ihre Lippen an die Rose, dann ging sie mit den Priesterinnen, und die Rose entsank ihren Händen. Sylvius hob sie auf, und seine Lippen sogen des liebenden Mädchens Küsse und Seufzer aus den Blättern.

Alle Abende horchte er auf die Hymne der Vesta: kein Laut, die Stille des Grabes im Tempel. Er sah den Schein des heiligen Feuers an der Mau-

er den Schatten der wachenden Jungfrau; aber Valeria war es nicht.

Unter furchtbarem Erwarten war wieder ein Monat hingegangen, und Valeria hatte nicht gewacht. Der Tag der Versammlung im Garten erschien. Valeria war nicht unter den Jungfrauen. Er erstarrte. Er warf den erschrockenen Blick auf Pompeja, und in Pompejas Augen hingen Thränen. Sie betrachtete ihn mitleidig, und schlug das Auge in die Wolken. Er zitterte. Pompeja blieb bei den Priesterinnen, und von Zeit zu Zeit warf sie einen furchtsamen Blick auf den Jüngling, der sein Herz zerriß.

Alle Abende horchte er wieder, und nie tönte der Göttin Hymne, und nach und nach fing die Verzweiflung an sich seiner Brust zu bemächtigen. Die schauderhaftesten Vorstellungen hoben sich in seiner Seele empor. Auch im Tempel beim letzten Opfer hatte er sie nicht gesehen.

Er faßte die wütendsten Entschlüsse, Valerien zu sehen, und immer noch verschob er die Ausführung; denn heute, dachte er: muß sie endlich da seyn, und immer war sie nicht da.

Ein neuer Opfertag! Er stand am Altare, und starrte der Thüre des Innern Heiligthums entgegen; die Thüre öffnete sich, und die älteste Vestalin erschien in einem Trauergewande. Das heilige Feuer

der Göttin ist entweiht, rief sie dem Oberpriester zu: heute ist kein Opfer!

Sylvius wurde bleich, er taumelte, er sank mit einem lauten Geschrei zu Boden. Die Priester waren verstört; mit ängstlichen Gesichtern, mit starren Augen betrachteten sie die Priesterin, und sie verschwand, ohne ein Wort noch zu sagen. Man trug den Jüngling hinaus in die Wohnung der Priester.

Laßt mich mit ihm allein! sagte Fabius. Die Priester ließen den Greis beim Lager des Jünglings. Sylvius, sagte der Alte mit einer sanften Stimme, und reichte dem Jünglinge die Hand: ich bin deines Vaters Freund, und liebe dich wie meinen Sohn. Habe Vertrauen zu mir! --- Nicht wahr? Du bist nicht glücklich?

Mein Vater, was sagte die Priesterin? Was bedeutete das, was sie sagte? ---

Jüngling, wenn du dich schuldig weißt, so rette dein Leben, ehe Deine Mitschuldige gegen dich aussagt. Selbst Roms König kann dich nicht retten. Verlaß Rom!

Also --- fragte Sylvius, und war bleich, bleich wie ein Todter: also? --- was bedeutete das, was die Priesterin sagte? ich bitte Dich, ehrwürdiger Mann, verhehle mir nichts!

Noch weiß ich es nicht, und erfahre es auch nicht früher, als bis die Priesterin vor dem Volke klagt. Rette dich, Jüngling!

Du weißt nichts?--- nichts? und wissen es denn die Priesterinnen;

Die wissen es, wodurch das heilige Feuer entweiht ist. Ich beschwöre dich, armer Unglücklicher rette dich!

Und ist keine Rettung?

Für dich, geliebtes Kind! für dich! Folge dem Winke der Götter! rette dich, mein Sohn! Er drückte ihn mit Thränen an seine Brust.

Sylvius sah starr an die Decke, ohne ein Wort zu antworten. Sein Auge war trocken aber fürchterlich; seine Brust schlug hoch empor.

Folge mir, mein Sohn. Fliehe, wohin dich dein Fuß bringt, unter den Wölfen und unter den wütendsten Bären des Apenins bist du sicherer als jetzt in Rom. Komm, mein Sohn.

Wild sprang Sylvius auf, o Götter! rief er: und stürzte zur Thüre ungestüm hinaus, hinaus aus dem Thore des Tempelhofs, in Rom. Er durchrannte wild einige Gassen; er fand sich am Ufer der Tiber. Hier warf er sich zähneknirschend in das Gras, und rang die Hände, dann sprang er auf; schon zweimahl hob er den Fuß, um seine Verzweiflung in den Wellen des Stroms zu begraben. Wer

soll sie retten? Der Gedanke hielt ihn ab. Er flog wieder zur Stadt zurück, und kam Abends spät vor dem Tempelthore an.

Es war schon verschlossen. Schnell kletterte er die Mauer auf dem Wege, den er Valerien heraus führen wollte. Er war auf dem Hofe. Er bewaffnete sich mit einem Dolche, den er versteckt hielt; wild stürzte er auf die zweite Mauer los, die den Tempel von der Priesterwohnung trennte. Er flog hinauf und hinab, und mit Verzweiflung in Mienen, Blicken und Bewegungen, rannte er die Stufen des Tempels hinauf.

Vor dem Altare auf der Stufe saß Pompeja. Sie sprang auf, wie sie das Rauschen eines Gangs hörte. Wild stürzte Sylvius auf sie ein. Kein Wort Unglückliche, oder Du bist des Todes! rief der Wütende, und er sezte ihr die Spitze des Dolchs auf die Brust.

Sylvius Du willst Nachricht von Valerien? das unglückliche Mädchen!

Der Jüngling erkannte jezt Pompejen, der Dolch entsank seiner Hand, Thränen beströmten seine Wangen, o Du Schutzgöttin meiner Valeria, rede! rede! wo ist sie?

Pompeja suchte ihn zu beruhigen; aber nach und nach erpreßte er die jammervolle Geschichte von ihr. Sein Haupt hing auf den Busen; nur dann und

wann hob er es empor, und seine Blicke drohten den Göttern.

Pompeja erzählte: nicht wahr, Sylvius, schon als Opferknabe hast Du Valerien geliebt? O dieser Altar des Jammers; auch sie legte hier das unmögliche Gelübde ab, und brach es in Deinen Armen. --- Ja, jetzt seh ichs; das ist der Weg, den Deine Liebe Dich immer geführt hat. --- Ihr waret zu unvorsichtig oder Tertia, die erste Priesterin zu neidisch auf Valeriens Fröhlichkeit. Ich warnte Valerien; ich sagte ihr: sey vorsichtig Mädchen mit deinen Geheimnissen! Tertia betrachtet dich mit einer heimlichen Freude! Tertia lacht nicht, als wenn sie Elend erregen kann!

Valeria zitterte; doch sprach sie sich selbst Muth ein. Ich muß, Pompeja! --- sagte sie zu mir und umarmte mich: mein Geschick zieht mich, ich muß ihm folgen.

Ein leichtes Vergehen schloß Valerien zur Strafe von der Tempelwache aus, eine Strafe, die sonst Belohnung ist! sie wurde bleich, wie Tertia ihr die Strafe ankündigte, sie vergoß Thränen des unmäßigsten Schmerzens.

Ich höre von einer Mannsstimme, die man im Tempel gehört hat, da Valeria die Wache hatte. Ich bebte, ich fliege zu Valerien: unglückliches Mäd-

chen, rief ich: ist es wahr? ein Mann ist bei Dir im Tempel gewesen?

Sie schauderte zusammen, und sagte nichts.

Du Unglückliche, man hat Dich in Verdacht! verrathe Dich nicht!

Jetzt warf sie sich mir zu Füßen, und goß in meine Brust ihr Herz aus. Ach, ich ahnete sogleich, was sie mir verschwieg; ich drückte sie an meine Brust, es war mir, als sollte ich jetzt auf ewig Lebe wohl von ihr sagen.

Sie nannte Dich mir, sie bat mich, Dir im Garten Nachricht zu geben. Man beobachtete mich so gut als Valerien, weil ich sie liebte, weil wir Freundinnen waren. Ich gab Dir eine Nachricht im Garten Nach und nach entdeckte mir die Unglückliche den Plan zu fliehen Ich vergoß Thränen der bittersten Angst. Man ließ Valerien nicht einen Augenblick allein mehr. Auch den Trost hatte sie nicht in der Einsamkeit Thränen zu vergießen, oder an meinem Halse ihren Jammer zu erleichtern.

Endlich, o du Bejammernswerthe! endlich entdeckte man, daß sie Mutter seyn werde. Es war ein Morgen des Jammers, des höchsten Elendes. Valeria saß da, sah starr auf den Boden und redete nicht eine Sylbe, schon so bleich, als ob sie schon in ihrem Grabe säße.

Und wer ist der Bösewicht? fragte Tertia: wer hat dich entweiht? Valeria antwortete nicht, sie schlug das benetzte Auge zu den Göttern, und flehte von den Unbarmherzigen Hülfe. Wer ist dein Verführer? --- nenne ihn, Mädchen! --- damit die Göttin mit seinem Blute versöhnt werde.

Ich bin Mutter! sagte sie endlich mit einem entschloßnen aber leisen Tone: Ich erwarte die Strafe dafür, daß ich ein Herz hatte. Ich will sie ohne Murren tragen. Ich bete den Mann an, der mich liebte; mein letzter Seufzer wird zu ihm fliehen; aber seinen Namen werden meine Lippen nie nennen! — O ihr Götter, rief sie und hob die Hände gen Himmel, und in ihr Auge stieg zum erstenmahl wieder ein heiterer Strahl von Freude: o ihr Götter! Dank, Dank euch! ich kann für ihn sterben! und dann versank sie wieder in ein dumpfes Schweigen, welches sie nur zuweilen durch einen tiefen Seufzer oder durch einen Schauder, der sie überfällt, unterbricht.

Heute, heute kam Tertia aus dem Tempel zurück, wüthend flog sie in die Halle, wo wir waren. Sylvius ist der unwürdige Verführer! rief sie: Valeria flog auf und eine zornige Röthe stieg in ihr Gesicht. Du neidische boshafte Seele, sagte sie mit Bitterkeit zu Tertien: ist dir e i n Opfer

nicht genug? mußt du die Welt erst verwüsten, ehe dein blutgieriges Herz sagt: ich habe genug?

Also Sylvius ist dein Verführer? fragte Tertia das unglückliche Mädchen.

Meinst du, Grausame, es soll dir gelingen, mir den Namen zu entreissen? O ich weiß es, daß mein Stillschweigen ihn retten kann, und ich werde schweigen, und das sey deine Marter! Nun schwieg sie, sie vergoß keine Thräne, von Zeit zu Zeit lächelte sie und sprach: er ist gerettet!

Unbeweglich, starr wie eine Bildsäule, hatte Sylvius die Erzählung Pompejens angehört. Ein heiteres Lächeln, ein wilder Blick, eine rasche auffahrende Bewegung von Zeit zu Zeit zeigte, daß er Leben hatte.

Ist keine Rettung? fragte er mit einer Stimme, die dumpf wie die Stimme eines Begrabenen tönte, der aus einem Abgrunde herausspricht: ist keine Rettung? und zugleich schüttelte er selbst sein Haupt, als ob er zweifelte.

Pompeja sagte leise: im Grabe!

Im Grabe? nein! bei den Göttern, nein! Er ergriff den Dolch. Wo ist sie, theure Pompeja? wohin hat man sie verborgen. Dieser Arm oder dieser Dolch soll sie retten.

Sie wohnt in einem festverwahrten Gewölbe. Du kannst sie nicht retten, Sylvius! wie willst

Du durch die dicken Mauren dringen, die sie umgeben.

Oeffne mir diese Thüre, Pompeja! mein Dolch soll die Boshafte zwingen, die sie gefangen hält!

Auch sie ist gegen allen Angriff gesichert. Jüngling, Du stürzest sie tiefer, und Dich ins Verderben. Geh, Jüngling, Dein Vater ist Roms König, kann einer sie retten, so ist es Tullius.

Tullius? mein Vater! die Worte rief er, und hinab war er die Stufen, hinauf die Mauren, und dahin flog er wie ein verheerender Blitz durch die Gassen Roms, zu der königlichen Burg. Wild, ohne zu antworten, stürmte er durch die Wachen, und donnernd stürmte er gegen die verschlossene Thüre des väterlichen Zimmers.

Tullius erwachte. Wer ist da? --- Dein Sohn, mein Vater! Oeffne um der Götterwillen die Thüre. Der Vater öffnete die Thüre, und athemlos, bleich und zitternd flog der Jüngling zu seines Vaters Füßen. Rette! rette! mein Vater!

Woher kommst du, mein Sohn? fragte Tullius erschrocken. Beruhige dich! Hier bist du sicher. Meine Wachen ---

Rette Valerien! Sie ist unschuldig, ich allein bin schuldig!

Wer ist Valeria?

Lange fragte der König, ehe er den Zusammenhang erfuhr. Sylvius flehte, beschwor, wüthete, und Tullius hatte sein ganzes Ansehn nöthig, den Jüngling zu beruhigen. Am Morgen ließ der König den Oberpriester rufen, er verschloß sich mit ihm, und sie redeten lange. Fabius ging mit thränenden Augen von seinem königlichen Freunde, und Sylvius stürzte sich zu seines Vaters Füßen, und rief mit entsetzlicher Stimme: ist sie gerettet? ---

Ruhig mein Sohn! noch ist nicht alle Hoffnung verlohren! du selbst wirst am meisten zu Valeriens Rettung beitragen, wenn du das schreckliche Geheimniß nicht bekannt machst. Erfährt das Volk die Entweihung: so ist Valeria ohne Rettung verlohren!

Bleib hier in meinem Pallast, und hoffe das Beste von den Göttern. Fabius hat meine Aufträge an die erste Priesterin; der Greis wird ihr Herz rühren. Hoffe mein Sohn, und bewahre deine Lippen.

Du bist König, Tullius; Du bist mein Vater, das Volk liebt Dich!

Das Volk liebt mich, weil ich die Götter ehre. Sey ruhig, sey ruhig. Valeriens Leben hängt von dem Ausspruche der ersten Priesterin ab.

O ihr Götter, die Unschuld von der tiefsten Bosheit! Mein Vater, wenn Du diese Tertia kenntest. --- Rette Du sie, mein Vater, die Priesterin hat kein menschliches Herz.

Sylvius, ruhig, ruhig! sagte Tullius sehr ernst: und wenn du mein eigner Sohn wärest, so müßtest du sterben, und sie, sie müßte sterben! Mein Thron ruht auf Gerechtigkeit! Aber bei diesem grauen Haupte, bei allen Göttern des Himmels und der Unterwelt! bei diesen Thränen, womit ich dich benetze, ich will es versuchen sie zu retten, ich will dem Gesetz, ich will den Göttern trotzen, um sie dir zu erhalten, und kann ich es nicht, so soll doch dein Leben gerettet seyn, oder ich will mit dir sterben! Ein furchtbarer Eid knüpft mein Leben an deines, mein Glück an das deinige! Sey ruhig.

König von Rom! hob Sylvius ganz kalt an, und sah dem bewegten Greise entschlossen in die Augen: König von Rom, wenn Du mich retten willst, so rette Valerien! Ihr letzter Athemzug ist auch m e i n letzter, und nun mein Vater, ich bin ruhig! was soll ich thun? Sie ist mein Weib! o Vater, wenn Du menschlich fühlst, so rette die heiligste Unschuld, die reinste Liebe.

Gut, mein Sohn! stirbt sie, so laß uns zusammen sterben! Jetzt geh, folge mir! Wage

keinen Schritt ohne mein Wissen! Verborgen lebst du in meinem heimlichsten Zimmer, bis ich dir zurufe: hier ist sie! oder laß uns sterben!

Sylvius sank zu seinen Füßen, küßte seine Hände, und noch immer mit der ängstlichen gepreßten Bitte, rette sie! rette sie! ging er in das Zimmer, welches ihn der König anwies.

So waren beide Liebende der Einsamkeit, der entsetzlichsten Angst, ihrer Verzweiflung, und ihrer unglücklichen Liebe überlassen.

Fabius ging zu Tertia. Der König sendet mich, fing der Greis an: ehrwürdige Priesterin, zu Dir. Die Götter strafen nicht immer den Verbrecher; das Gebet der Reue dringt zum Olymp, und die Götter erhören es. Die Sonne leuchtet den Barbaren, welche die Altäre entheiligen, und die Tempel verbrennen, und der Vesta reicher Segen fließt da in Regen auf Völker herab, welche keine Götter kennen. Ahme die Gottheit nach, deren Priesterin Du bist, Du bist zum Segnen, und nicht zum Fluchen Priesterin!

Valeria hat das heilige Feuer entweiht: mit reichem Opfer will der König die Göttin versöhnen! Erbarme Dich der Verbrecherin, und bedecke ihre Schuld mit einem mitleidigen Stillschweigen!

Tertia, wie Du achtzehn Jahre alt warest, wie noch in Deinen Adern Feuer statt Blut rollte, wie --- o Tertia denke an den Tag, da Du das Gelübde am Altare ablegtest, ich war ein Jüngling, ich sah Dich am Altare weinen, Dein Herz rang gegen Dein Gelübde; ich weinte in Deine Thränen. Neben mir stand ein Jüngling, Bibulus. Er schwankte, er sank in meine Arme, wie Du das Gelübde sprachest, ewig der Göttin als Jungfrau zu dienen. Er starb, er starb in meinen Armen; sein Herz tödtete ihn. O, rief er mit den sterbenden Lippen: möchte ich der Letzte seyn, den das Gelübde der Vesta tödtet! das sagte er: Tertia! rief er noch einmahl, und sein Geist war entflohen! Tertia, bei des Jünglings Grabe! sey gütig gegen Valeria.

Unruhig wandte sich die Priesterin bald hiehin, bald dorthin; heftig wischte sie die Thränen aus den trüben Augen! Er starb! rief sie endlich: und ich soll allein segnen? --- nein, geh, geh Fabius, die Götter kennen kein Erbarmen! geh! geh! --- Er starb! du starbst Bibulus! rief sie mit großer Bitterkeit, und mit heftigem Affekte: sieh da dein Todtenopfer! so sagte sie, und schnell eilte sie in das innere Heiligthum, wohin der Priester ihr nicht folgen durfte.

Der Priester verließ die Wohnung der Jungfrauen, und mit fürchterlichen Ahnungen ging er zu dem Könige, und gab ihm die unglückliche Nachricht von Tertias Gesinnung.

Sie standen noch im tiefen Gespräch, und sannen über die Mittel nach, Valerien oder doch den Jüngling zu retten, und auf einmahl ertönte das laute schreckliche Geschrei des Volks. Ein Geheul, ein Unglückweissagendes Geheul erhob sich, und tönte immer näher, und zog die beiden Greise ans Fenster.

In Trauerkleider gehüllt, Erde auf ihren Häuptern, kamen die Vestalinnen daher und trugen das verlöschte Feuer der Vesta; Tertia rief mit wilder Stimme: Rache! Rom! Rache! Vestas Feuer ist verlöscht! Der Olymp waffnet sich mit Pest, Krieg und Hungersnoth, die entheiligte Mutter der Götter zu rächen! Rache! Rom!

Ein lautes Geheul des Volks begleitete sie. Greise, Männer und Jünglinge streueten Staub auf ihre Locken, und riefen mit schauderhaften Stimmen: Rache! Vesta ist entheiligt!

Sie sind verlohren! rief Fabius: sie sind verlohren und Tullius wischte eine Thräne aus seinem Auge.

König von Rom! rief die Priesterin? räche die Göttin!

Räche die Göttin, König! rief das Volk mit wildem Getöse.

Tullius ging bewegt hinab, er trat zitternd unter die Menge. Morgen ist Versammlung! ich werde richten! Die Götter schützen Rom! Kaum konnte er diese Worte hervorstammlen, so bewegt war er.

Die Priesterinnen gingen zurück, und das Volk verlor sich neugierig auf den morgenden Tag. Sie weinten Thränen des Mitleidens dem unglücklichen Mädchen, und schauderten vor der menschlichen Empfindung ihres Herzens.

Tullius versank in einen tiefen Kummer; er scheute sich vor den Blicken seines Sohnes; er fürchtete sich ihm auch die kleinen Hoffnungen zu lassen, die er ihm gegeben hatte. Mit einem schweren Herzen ging er zu ihm, und mit dem Vorsatze durch eine täuschende Ruhe die Leidenschaft des Jünglings einzuwiegen.

Mitten durch die gelassensten Gespräche brach ein tiefer Seufzer, ein Blick, eine Thräne des Greises, und verrieth die innere Furcht seines Herzens.

Sylvius fürchtete sich, ihn zu fragen: nur beim Abschiede reichte er dem Alten seine Hand und sagte still: nicht wahr, mein Vater, ich muß sterben.

Sey ein Mann, mein Sohn; die Götter leiten unser Geschick.

Mit noch schwererem Herzen schied der Alte von dem Jünglinge; ach! er hatte gehoft, ihn beruhigter zu finden, und fand ihn nur stiller, und in sich gekehrter. Die Hoffnungen, die Tullius ihn gegeben hatte, hielten die Verzweiflung noch von seinem Herzen ab; und morgen, morgen fiel Valeriens Todesloos.

Der drückende Tag erschien. Schon war das Volk versammlet, in schweigender Erwartung stand es um die Tribune des Königs her. Der Senat versammlete sich, und Tullius schwankte daher von den Priestern begleitet. Seine finstern schwermüthigen Blicke hingen auf der Erde. Langsam hob er sein Auge, und schauderte, da er die Menge erblickte, zitternd bestieg er die Tribune, und warf das Auge in die Wolken.

Ein unruhiges Murmeln verbreitete sich jetzt unter der Menge, und die Augen des Volks hingen auf dem König.

Aber auf einmahl rief eine Stimme: sie kommt! Aller Blicke flogen in die Gegend, woher die Priesterinnen kamen. Eine heilige Stille entstand, kein Laut, kein Athemzug: der Markt schien mit Bildsäulen bedeckt, nur Tullius schluchzte.

Todtenbleich kam Valeria daher, von den Priesterinnen umgeben, langsam gingen sie, schaudernd wich die Menge den heiligen Jungfrauen aus, und Thränen benetzten die Augen, welche die junge Verbrecherin sahen. Sie ging das Auge an den Boden geheftet, tief in stillen Gedanken verlohren.

Vor der Tribune standen sie. Valeria hob das Auge, sie sah das Volk, sie sah den versammleten Senat, sie sah den Vater ihres Geliebten, er verhüllte sich das Gesicht. Immer bleicher wurde ihr Gesicht, immer verloschner ihr Auge, sie lehnte sich an Pompeja, sie sank immer tiefer, kraftlos hingen ihre Arme herab, ihr Auge schloß sich, und ein lautes Wimmern tönte unter der Menge; Thränen zitterten in aller Augen; alle Lippen bebten zum weinen, tausend flüsterten mitleidig vor sich hin: die Unglückliche; jeder hätte sein Leben gegeben, sie zu retten, und alle waren entschlossen, sie zum Tode zu verurtheilen.

Nein, ich kann nicht länger! rief Pompeja laut und schluchzend: nein, ich kann nicht länger! wilde Barbaren! tödtet auch mich!

Sie wollte davon eilen, sie streckte die Arme in die Höh, eine hohe Röthe flog auf ihr Gesicht, ihre Augen blitzten, und sie sank in eben diesen Augenblicke bleich und ohnmächtig nieder.

Tertia schlug ihre Augen verwirrt zur Erde, die übrigen waren um Valerien und Pompeja beschäftigt.

Eine Todtenstille im ganzen Volk. Jetzt drängte sich Valeriens Vater in Trauerkleidern durch das Volk, mit lauten Geschrei eilte er auf seine Tochter zu, das Volk drängte sich schreiend hinter ihm her. Gnade? rief er: Götter und Menschen! Gnade! — Gnade! Gnade! riefen tausend Stimmen.

Der Vater wollte seine unglückliche Tochter in seine Arme schließen, und Tertiens Ausruf: Mann, du bist des Todes, wenn du der Göttin Priesterin berührst! donnerte ihn zurück. Er stand da bleich, hintenüber gelehnt, in der Stellung des Schreckens, und jammerte nur von Ferne: mein Kind! mein Kind!

Der Priester Jupiters winkte dem Volk, und eine schauderhafte ängstliche Stille füllte den Markt.

Priesterinnen der Vesta! rief er mit unsicherer Stimme; was führt euch in die Versammlung des Volks?

Die Göttin ist entweiht; das heilige Feuer verlöscht, eine Jungfrau der Göttin hat ihr Gelübde gebrochen, der Zorn der Götter hängt schon über Rom; versöhnt die Unsterblichen? antwortete Tertia.

Welche Jungfrau hat ihr Gelübde gebrochen?

Valeria, Valerius Tochter. Hier steht sie, die Verbrecherin!

Valeria, Priesterin der Vesta! fragte der Priester und seine Augen füllten sich mit Thränen? hörst du die Klage? die Jungfrauen der Vesta klagen Dich an, Du habest Dein Gelübde gebrochen; rede! die Götter sind gerecht!

Valeria wollte reden; sie hob die Hand auf, sie legte sie auf ihre hochschlagende Brust, die Angst erstickte ihre Stimme, ein Seufzer brach aus den Lippen hervor.

Eine Stille des Grabes im Volk.

Ich habe mein Gelübde gebrochen! das sagte sie endlich mit gebrochner Stimme, und langsam.

Die Priesterinnen umringten sie, und banden ihr die heilige Binde und den Schleier aus den Lokken, und den jungfräulichen Gürtel lösten sie von ihren Hüften. Sie sank in ihres Vaters Arme.

Wer --- fragte der Priester wieder: wer ist ihr Verführer?

Sie verschweigt den Namen! antwortete Tertia.

Valeria, Valerius Tochter, wer hat Dich verführt Dein Gelübde zu brechen?

Tullius flog empor bei dieser Frage: er sah ängstlich umher, und verhüllte sich wieder.

Valeria schwieg. Noch einmahl wiederholte der Priester die Frage. Valeria hob langsam den Kopf in die Höh, und schlug matt die Augen in die Wolken: ich muß sterben! und den unsterblichen Göttern sey Dank! ich werde allein sterben! Ich nenne den Namen nicht! Priester.

Mädchen, nenne den Namen, daß Rom mit seinem Blute die Götter versöhnt. Zwingen kann Rom Dich nicht; denn Du bist heilig! Nenne den Namen, Valeria.

Valeria schwieg, dann hob sie beide Hände empor: o Götter! Götter! segnet ihn, segnet ihn, den ihr allein mit mir kennt, segnet ihn, für den ich sterbe!

Der Priester wandte sich mit einem fragenden Blick an den König. Tullius erhob sich, er winkte dem Herolde, und übergab ihm die Rolle der Gesetze. Der Herold stand hoch auf der Tribune, die Rolle rollte hinab, er las:

Die Götter segnen Rom! Bricht eine Jungfrau der Vesta das Gelübde ewig Jungfrau zu seyn: so ist sie des Todes schuldig. Ein Grab verschlinge sie frei und lebendig! Keine Bande fesseln sie, kein Eisen tödte sie, kein Gift; sie ist heilig! Rom ruft die Rache der Götter über sich, wenn es die Verbrecherin verschont! Römer sprecht der Priesterin Urtheil!

Sie hefteten ihre Blicke an den Boden, und dann stieg das Geschrei gen Himmel: des Todes schuldig!

König gieb dem Urtheil Kraft! rief der Herold: und eine Stimme erscholl durch die Stille; halt! halt! um der Götter und Menschen willen! Aller Augen wandten sich dahin, woher die Stimme erscholl. Immer näher kam die Stimme, immer näher die Bewegung des begleitenden Volks.

Sylvius stürzte hervor. Da bist Du, da bist Du! schrie er fürchterlich, und schloß das unglückliche Mädchen in seine Arme.

Weh mir! seufzte Valeria, und hing leblos in seinen Armen.

O Römer, Römer: rief Sylvius mit entsetzlicher Stimme: habt Mitleiden mit dem unschuldigsten, mit dem besten der römischen Mädchen! Er wollte mehr sagen, und seine Angst versagte ihm die Stimme. Er riß sich das Gewand von der Brust auf, um sich Athem zu geben; große Schweißtropfen hingen auf seiner Stirn; er zeigte auf Valerien, die ihm in dem einen Arm lag. O ihr Götter, helft! rief er wüthend, er hob die Arme auf, er rollte das Auge wild umher. Sein Vater umarmte ihn, und er riß sich ungestüm aus seinen Umarmungen. Ein furchtbares Erschrecken ergriff

die Umstehenden, wie sie die ängstliche Wuth des Jünglings sahen.

Valeria! rief er: komm! wer will es wagen Dich mir zu entreissen! Komm, mein Weib! Er zückte einen Dolch.

Tullius stürzte hinzu, entriß ihm den Dolch, und rief: mein Sohn, du bist verlohren!

Sylvius erblickte jetzt seinen Vater: hältst Du so Wort? Römer, ich bin Valeriens Verführer! — So laß uns sterben, Valeria! Er blickte wild unter die Umstehenden, schnell suchte er seinem Vater den Dolch wieder zu entreissen.

Liktoren! rief der König; die Liktoren ergriffen den Jüngling und banden ihm die Hände.

Das kannst Du, mein Vater? fragte er wehmüthig und sah ihn mit einem gräßlichen Erstaunen an. Valeria legte sich auf die Stufen der Tribune.

Der König sagte dem Oberpriester einige Worte, und der Oberpriester winkte dem Volk: Valeria, dieser Sylvius hat sich Deinen Verführer genannt: soll er sterben: ist es Dein Verführer?

Valeria hob sich empor: ich kenne den Jüngling nicht! es ist nicht mein Verführer!

Auch Du, Valeria, verleugnest mich? fragte seufzend Sylvius. O Römer, ich, ich habe die Jungfrau entehrt! Meinem Flehen, meiner Liebe hat sie ihre Unschuld geopfert!

Schütze sein Leben König! rief Valeria: er ist nicht schuldig! Seine Aussage darf das Gesetz nicht annehmen. Römer, ich allein bin schuldig! er ist unschuldig.

Führt ihn weg, Liktoren! sagte Tullius; und bewacht ihn! das Gesetz spricht ihn los.

Die Liktoren wollten ihn wegführen. Valeria! rief er: wir sehen uns nicht wieder! Valeria!

Laut schrie Valeria auf, und stürzte auf ihn ein: sie umschlang ihn mit beiden Armen, sie drückte ihn an ihre Brust, sie küßte seine gebundenen Hände, sie umarmte seine Knie.

Die Liktoren weinten, das Volk schrie laut vor Mitleiden und Bewunderung.

Leb wohl! Sylvius! rief sie: leb wohl, und denke meiner! Sie drückte einen Kuß auf seinen Mund, sie wandte sich dann gegen das Volk. Sylvius ist unschuldig! rief sie laut.

Die Liktoren führten ihn weg.

Der König bestieg die Tribune, und winkte dem Herold: der Herold rief: das Volk hat Valerien, Valerius Tochter, zum Tode verurtheilt: Tullius, König von Rom, giebt dem Urtheil Kraft.

Sie ist des Todes schuldig! rief Tullius, und nun verhüllte er das Gesicht; eine Todenstille herrschte einige Augenblicke, nach und nach hob ein unruhiges Geräusch an. Valeria erhob sich; so kommt!

sagte sie leise zu den Priesterinnen. Die Liktoren begleiteten sie bis vor den Tempel, und die Priesterinnen führten die Unglückliche in ihr festes Gewölbe zurück, und sie sank jammernd und schwach auf ihr Lager, und ein glücklicher Schlummer schloß ihr mattes Auge und beruhigte das zerrissene Herz.

Tullius fand seinen Sohn noch unter den Händen der Liktoren: sein Schmerz hatte sich in eine dumpfe Fühllosigkeit verwandelt. Er lag auf einem Ruhebette, und starrte die Decke an.

Tullius redete ihn sanft an; allein Sylvius wandte nicht einmahl sein Auge auf ihn; sein Ohr war den flehenden Bitten des Königs verschlossen. Tullius ergriff des Jünglings Hand, die am Lager herab hing, und drückte sie sanft in der seinen; allein die Hand blieb unbeweglich wie sein Auge.

Der König sank an das Lager auf die Knie: mein Sohn, kannst Du Deinem knienden Vater widerstehen? Sylvius wandte das Gesicht seitwärts, und betrachtete ihn, ohne eine Miene zu verändern. Der König lächelte ihm schmerzhaft zu, und gab ihm die liebkosendsten Namen: des Jünglings Herz war der Liebe verschlossen.

Endlich nannte Tullius den Namen Valeria, und in Sylvius Auge und Gesicht stieg Leben: er legte die Hand an die Stirn, er spannte die Augen an, er schien sich auf etwas zu besinnen; er

wandte jetzt die Blicke auf Tullius, eine widrige Empfindung schien sein Gesicht zu beleben. Ist sie todt? fragte er endlich bitter: hast Du sie tödten helfen? nun so sey barmherzig und tödte mich auch!

Was hattest Du mir versprochen, Sylvius? fragte der Greis mit sanfter Stimme.

Mit ihr zu sterben! O ihr guten Götter! was das für Menschen sind! Dieser Greis, der mit einem Fuße schon vor dem Richtstuhle Minons steht' versichert mir bei allen Göttern, sie zu retten, und verdammt sie zum Tode, reißt seinen Sohn aus den Armen des Mädchens, das er ihn zuzuführen verspricht. Hätte ich nicht das Geschrei des Volks gehört, wäre nicht einer der Sklaven mitleidiger gewesen als Du, ich säße hier noch und täuschte mich mit Hoffnungen, die Dein Versprechen erregt hatte! Laß mich! Laß mich!

Jüngling, ich bin Roms König! Meine Pflicht---

Die hast Du erfüllt, das hab ich gesehen! Roms König! Nun ja! aber so gieb mir meinen Dolch zurück, Du gerechter Mann!

Sylvius, ich hatte Dir versprochen, sie zu retten, oder mit Dir zu sterben. Valeria lebt noch! Zwar --- Jüngling --- zwar sehe ich kein Mittel mehr; allein sie lebt noch! --- Hoffe! Hoffe!

Wann ist der Tag ihres Todes?

Nach dem Gesetz Morgen!

Tullius, Vater! --- Rede, rede, hast Du noch Hoffnungen? Täusche mich nicht! Sieh, Du kannst mich hier fesseln, Du kannst mir Dolch und Gift entziehen; allein Du kannst mich nicht zwingen, Nahrung zu nehmen, oder ich kann den Athem so lange anhalten, bis er die Brust sprengt. Sterben werd ich, wenn Valeria stirbt. Ich bin ruhiger, als Du denkst! --- Also hast Du noch Hoffnungen?

Tullius sah vor sich nieder, und Thränen tröpfelten auf den Sand.

Nun, mein Vater, weine nicht! Es war süß mit Valerien zu leben, ach! es ist auch süß mit ihr zu sterben! Er legte sich wieder nieder. Du bist grausam gewesen Tullius! Jetzt ständen wir schon vor den Göttern, die gerechter richten als die Könige von Rom. Du entrissest mir den Dolch, und wir müssen nach der Stunde, die uns vereinigt jammern! --- Du konntest uns nicht retten feiger Unmensch! warum mußtest Du uns noch martern?

Tullius dachte an den Ania, des Jünglings Vater. Dein Blut rächt sich siebenfach an mir! sagte er vor sich, und weinte laut. Sylvius, mein Sohn, ich habe Dir versprochen, sie zu retten,

oder mit Dir zu sterben. Morgen reiche ich Dir den Dolch, wenn er Deines Vaters Herz zerschnitten hat. Der feige Unmensch hat den Muth nicht Dich zu überleben.

Wenn Du den Muth hast zu sterben, mein Vater, warum, o Götter! o mein geliebtester, mein angebeter Vater, warum hast Du denn den Muth nicht, sie zu retten? Rette sie, mein Vater! Deine Sklaven, o Himmel und Erde! fallen morgen — über die Priesterinnen her; retten Valerien; wir fliehen in die Gebürge, und da mein Vater, sollen meine und Valeriens Thaten seyn, Dich anzubeten, die Tage Deines Alters Dir wegzuscherzen, Du sollst unsre Schutzgottheit seyn! O mein Vater! Der Jüngling warf sich dem Könige zu Füßen, er küßte seine Hände, er sah zu ihm auf mit dem Blicke des rührendsten Schmerzens.

Jüngling, ich habe heilige Pflichten gegen Dich, aber ich habe eben so heilige gegen Rom. Der Vater kann mit dem Sohne sterben, aber der König darf mit dem Sohne kein Bubenstück wagen!

Bubenstück? o heilige Natur! so rief der Jüngling, drehte sich von ihm ab und knirschte mit den Zähnen. Lebe wohl, König von Rom! ich werde ja in Rom ein Schwert finden, um dieses heilige Bubenstück allein auszuführen, die Unschuld vom Tode zu retten.

Sylvius, noch ein Wort! --- Morgen thue was Du willst, Dein Tod ist der meinige! Aber bleib noch! bleib jetzt noch! die Götter hauchen mir noch eine Hoffnung ein, und verschwindet auch die; dann o Götter! dann bin ich am Ende; dann dann laß uns zusammen sterben, mein Sohn!

Hoffnung, mein Vater? o ihr guten gnädigen Götter! Hoffnung mein Vater? o rede, rede! Jetzt drang er auf den Greis mit alle dem fröhlichen Entzücken der Jugend ein; er schloß ihn in seine Arme, er küßte ihn Augen, Mund und Brust.

Laß mich! sagte Tullius: laß mich, mein Sohn! und bleib Du ruhig hier, ohne Dich in Rom sehen zu lassen. Ich sehe Dich heute nicht wieder, und morgen sehe ich Dich zum Tode oder zum Leben. Leb wohl.

Der König überließ den Jüngling der Einsamkeit, seiner Angst, seinen Thränen, den schönsten Hoffnungen und der Verzweiflung. Tullius sank in Fabius Arme, und entdeckte ihm seine Hoffnungen. Fabius schüttelte das greise Haupt, und sagte: die Götter geben es! die Götter geben es! wiederholte Tullius, und faltete die Hände.

Unglücklicher als Sylvius war Valeria; nach einem kurzen Schlummer war sie wieder erwacht. Nun hoben sich die schauderhaftesten Bilder von ihrem Tode in ihrer Phantasie. Sie rang die Hände,

sie schrie jetzt laut auf, dann wimmerte sie leise, dann sah sie starr und stier auf eine Stelle. Der Anblick eines Menschen wäre ihrem Herzen ein Labsal gewesen; sie würde selbst Tertien, der grausamen Tertia ein fröhliches Willkommen entgegen gelächelt haben; sie war doch ein Mensch.

Niemand erschien, auch Tertia nicht. Diese saß in ihrer einsamen Halle, den Kopf gestützt und die Augen zum erstenmahl voll Thränen des Mitleids über eine andere als sich selbst. Das lange Unglück des Mädchens, (schon funfzig Jahre hatte ihr Auge den Jüngling beweint den sie liebte) dieses lange Leiden hatte ihr Herz grausam gemacht.

Valeriens Jammer, Sylvius Verzweiflnng hatte ihr Herz gewaltsam erschüttert; auf dem Rückwege schlug ihr Herz, sie wußte nicht ob vor Reue oder Freude. Wie Valeria wieder in das Gewölbe gebracht wurde, so nahmen die übrigen Jungfrauen schweigend und unter heissen Thränen von ihr Abschied; lange hing Pompeja an Valeriens Munde. Tertia stand von Ferne, und sie wagte es nicht, Valeria die Lippe zu bieten.

Valeria sah sie in der Ferne stehen, sie betrachtete sie mit einem durchdringenden Blicke, ach Tertia, sagte die Unglückliche: Du mußtest mich tödten, es war Deine Pflicht! Ich habe Trost, ich habe Muth, ich habe Liebe nöthig für die letzten Augenblicke; auch

Deiner Liebe bedarf ich, Tertia! schlag mir Deinen Kuß, und Dein Lebewohl nicht ab. Sie reichte ihr die Hand. Tertia war verwirrt, beschämt; ihr Auge füllte sich mit Zähren. Valeria rief; o Du kannst weinen Tertia! o so vergieb der sterbenden Valeria! ich glaubte mein Tod sey Dein Triumph. Sie schloß sie in ihre Arme, sie drückte sie an sich, und Tertia war bewegt, in ihre Brust floß mit Valeriens Thränen das sanfte Gefühl des Mitleids. Sie entriß sich schnell Valeriens Armen, zürnend auf sich selbst, daß sie Thränen vergossen hatte.

Sie verschloß sich in ihre Halle: sie zwang sich das Gefühl des Mitleids aus ihrer Brust zu reissen, und immer aufs Neue fühlte sie sich bewegt, wenn sie an Valerien gedachte; sie machte sich zu thun, um sie zu vergessen, und immer kehrten die Bilder des Elends zurück, und zwangen sie zum erstenmahle wieder zu süßen Thränen.

Sie fühlte eine quälende Unruhe in ihrer Brust, die sie nicht überwältigen konnte. So brachte sie den Tag zu, immer mit dem Entschlusse sich Valerien zu Füßen zu werfen, und sie zu bitten ihr ihren Haß zu verzeihen; allein ihr Stolz hielt sie ab. Sie hatte nicht den Muth der Güte ihres Herzens zu folgen, weil sie dieselbe seit so lange nicht mehr kannte.

Mitten in diesen Gedanken öffnete sich ihre Thüre und Tullius trat zu ihr in die Halle.

Mit einem Erröthen stand Tertia auf und ging ihm entgegen. Was bringt den König von Rom zu mir? fragte sie halb verlegen.

Tertia! antwortete Tullius: nenne mich nicht König! der allerunglücklichste unter den Menschen kommt zu Dir, und flehet zu Deinen Füßen für das Leben seines Sohnes, wie von einer helfenden Gottheit. Tertia, sieh dieses graue Haupt ist mit dem Zorne der Götter belastet, diese verloschnen Augen hatten schon lange das Weinen verlernet, und haben heute unzählige Thränen vergossen! Tertia, habe Mitleiden mit einem Greise, der nach der Arbeit des Tages, gern den Abend seines Lebens in Ruhe genießen mögte! Schenke mir meinen Sohn zurück, erhalte meinem Sohne das Leben, erhalte es einem Greise, der den Muth nicht hat ihn zu überleben!

Tertia wollte ihn vom Boden aufheben.

Nein, laß mich hier liegen, laß mich den Schmerz zu Deinen Füßen tödten, wenn Du mir meine Bitte abschlägst. Tertia, noch wenige Tage und wir beide stehen dann vor Minos Stuhl, und Minos wird Dir zulächeln, wenn mein Schatten Dich noch da dankbar begleitet. Tertia, Dein Wort entscheidet über das Leben dreier Menschen. Stirbt Valeria, so ist dieser Dolch bestimmt meinen Sohn

und mich wieder mit Valeria in der Unterwelt zu vereinigen!

König, der Zorn der Göttin --- fing Tertia bestürzt an.

Falle auf dieses graue Haupt! sagte der König, und ergriff Tertias Hände. Feierlich rufe ich die Göttin an, ihr Zorn falle auf dieses graue Haupt. O Tertia, sey gnädig! der König von Rom liegt zu Deinen Füßen, und empfängt mehr als ein Diadem, empfängt, was Rom nicht geben konnte, Rettung aus tiefem Elende von Deinen Händen.

Tertia sah lächelnd auf den König nieder; in ihre blasse Wange stieg eine sanfte Röthe, in ihr Auge ein gütiges Feuer, sie sah ihn einen Augenblick starr an, und ging rasch zur Halle hinaus.

Tullius wagte es noch nicht Hoffnungen zu fassen, aber doch ahnete sein Herz Glück. Wär es möglich, ihr Götter! rief er: und er versank in stille Gebete.

Leise öffnete sich die Thüre wieder, und Tertia trat herein, Valerien an ihrer Hand. König von Rom! sprach Tertia: hier ist Valeria! wenn ich Unrecht thue --- so ---

So falle das Unrecht auf meine Seele, holde Tertia, fromme Priesterin der Göttin! sagte Tullius, und drückte der Priesterin Hand an sein thränendes Auge.

Valeria stand da starr und bestürzt: sie betrachtete Tertien, und dann wieder den König, sie betrachtete die Halle mit unruhigen Blicken; es schien ihr ein Traum zu seyn.

Sey ruhig, meine Tochter! sagte der König.

Wo bin ich? rief Valeria endlich mit einem tiefen Seufzer.

In den Armen Deines Vaters! in den Armen Deiner Retterin!

Valeria betrachtete Tertien erst starr und finster, nach und nach mischte ein holdes Lächeln sich in die Finsterniß ihrer Blicke. Das holde Mädchen stand vor Tertia, sie sank tiefer, immer tiefer zu ihren Füßen, sie legte ihre Hand auf ihr Herz: ist es wahr, Tertia? ist es wahr, was ich aus Deinen Blicken ahne?

Tertia nahm sie in ihre Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sey glücklich, Valeria! sprach sie sanft, und denke an die unglückliche Tertia, wenn Du in den Armen Deines Geliebten liegst. König, ich bedarf noch diese Nacht des Leichnams einer Verstorbenen Rom zu täuschen! die tiefste Nacht bedecke dieses Geheimniß! Geht, geht und verlaßt auf immer Rom, und seyd glücklich!

Diese letzten Worte sagte sie sich abwendend. Tullius stammelte einige Worte, und in Valeriens

Auge leuchtete das höchste Entzücken; die stumme schöne Scene der Dankbarkeit.

Der König ergriff Valeriens Hand und Tertia leitete sie aus dem Tempel, sie öffnete die Thüre, sey glücklich, Valeria, flüsterte sie noch einmahl, und die Thüre verschloß sich hinter ihnen.

Nun rette mich! rief Valeria leise, und eilte, und die zitternden Füße versagten ihr die Dienste; sie sank in des Königs Arme; sie schwankte, und halb getragen, halb gehend kamen sie vor Tullius Burg an.

Wer aber beschreibt der Liebenden Entzücken, da sie einander sprachlos und leblos in die Arme sanken, da die Verzweiflung in Entzücken, Schmerz in Wonne, Gram in den Rausch der Freude zerfloß? Wer will ihn mahlen den Jüngling, wie er jetzt da steht, sie betrachtet, zittert, reden will, und nur das entzückte Auge gen Himmel wenden kann; sie in seine Arme faßt, sie mit seinen Körper umschlingt, als ob er ihren Raub fürchte, dann sie wieder aus seinen Armen läßt, um sie zu betrachten, lächelt, weint, schluchzt und jauchzt?

Wer mahlt das reizende Mädchen, das in Dankbarkeit gegen die Götter und in Liebe gegen den Jüngling zerfließt, nicht weiß, ob sie den Göttern dankt, wenn sie ihn an ihren Busen drückt, beide

Arme gen Himmel hebt, und den Göttern, mein Sylvius! zujauchzt? ---

Wer malt den Greis, der in der Ferne steht, und lächelnd das zauberische Schauspiel betrachtet, in ihre Umarmungen rennen will, und zögert weil das Schauspiel zu reizend ist um es zu stören?

O Vorsicht, du schenktest den Menschen ein Herz für solche Augenblicke; wehe dem Ungerechten, der dich lästert!

So standen sie, die Stunden flogen, ihr Elend war vergessen. Sie lagen einander in den Armen, das war alles!

Tullius brachte das Gewand eines Sklaven. Nur mit Mühe machte er den beiden Liebenden begreiflich, daß ihre Rettung noch nicht vollendet sey. Wirf das Gewand über, Valeria; allein eilt, meine Kinder! der Morgen darf euch nicht mehr in Rom treffen! sagte der Alte, und entfernte sich.

Unter liebkosendem, schamhaftem, keuschem Zögern warf Valeria das weibliche Gewand von sich, und Sylvius zitternde Hände halfen den reizenden Mädchen die ungewohnte Kleidung anziehen. Auch in dieser Kleidung war sie lieblich, und neue Liebkosungen des entzückenden Geliebten huldigten dem reizenden Sklaven.

Nun eilt, sagte der fröhliche Alte: eilt meine Kinder! und er reichte ihnen die Hände. Sie ver-

liessen die Burg des Königs, sie gingen durch die stille Nacht, und Händedrücke, und leise liebkosende Worte kürzten die Reise, und verlängerten den Weg.

Sie waren jetzt ausser der Mauer; nun habt ihr auf immer eure Vaterstadt verlassen! sagte Tullius und wandte seinen Blick auf Rom zurück; die beiden Liebenden nutzten den Augenblick und schlossen sich zärtlich in ihre Arme.

So bist Du mein! rief Sylvius.

Auf ewig! antwortete Valeria, und Rom war verschwunden.

Jetzt waren sie auf dem Landhause Tullius, und der schönste Morgen leuchtete zum erstenmahle wieder den Liebenden. Sylvius zeigte schweigend in die Wolken, und Valeria sank in seine Arme, nein! jetzt wird der Morgen Dich nie mehr aus meinen Armen reissen! rief sie. Nein jeder Morgen wird Dich in meinen Armen wecken, Valeria, und der Abend soll Dich an meiner Brust finden! sagte Sylvius.

Tullius überließ die Glücklichen einige Stunden dem wechselseitigen Entzücken, und nun führte er sie weiter gegen das Gebürge. Sie folgten, ohne zu wissen wohin, und ohne zu fragen wohin? Was kümmert es die Liebe, wo sie ihre Wohnung aufschlägt.

Am andern Tage wurde der Weg rauher, und Sylvius trug das ermattete Mädchen mehr als sie ging. Hier lief er voran, und wälzte einen Stein aus dem Wege, den Valeria kommen mußte, und hielt den Stein am Abhange, und lächelte der freundlichen Valeria entgegen, die eilte, und ihm helfen wollte, um den Greise den Weg zu öffnen; jezt sprang Valeria voran und bog den Dornenbusch aus dem Gestein, und winkte lachend ihm zu, daß sie ihn zuvor gekommen war, und wollte sich den Dornenbusch nicht nehmen lassen! und der Greis kam lächelnd heran, und trieb sie Beide weiter zu gehen.

Am Mittage suchte Sylvius einen schattigen Ort aus, und trug Blätter zusammen, und lud Valerien freundlich ein sich zu lagern, und nun stand er und betrachtete sie mit lachendem Auge, und ihr Auge bat ihn sich zu ihr zu setzen, und sie schob die Blätter ihm zum Sitze zurück.

Sie aßen, und Valeria reichte ihm das Brodt, und die Milchflasche, sie bat ihn zu essen, und ließ dennoch seine Hand nicht fahren. Der Alte betrachtete sie beide, und lächelte mit Thränen in den Augen über ihre Liebe.

Endlich traten sie am Abend in ein enges Thal. Hier, hier bleiben wir die Nacht, und Mor-

gen verlaßt ihr mich, Kinder! sprach der Greis sehr ernst!

Der Greis bog in das Thal, und beide Liebende folgten ihm, und betrachteten sich Beide betroffen über den feierlichen Ernst des Greises. Hier bleiben wir! dachte Sylvius, und seine Blicke spähten schon nach einem bequemen Lager für Valerien und den König.

Auf einmahl traf ihr Blick auf eine verfallene Hütte, die tief im Gebüsch versteckt lag. Der Alte blieb vor der Hütte auf einer Stelle stehen, und betrachtete einen Hügel der hoch mit Grase bedeckt war. Ein Schauder faßte Valerien, wie sie des Königs Auge betrachtete. Endlich trat er in die Hütte mit ihnen hinein. Ein vermoderter Tisch stand in der Mitte, an den Seiten lag bedeckt von Sand und Blättern ein Lager.

Hier bleiben wir! sagte Tullius noch einmahl und wischte sich eine große Thräne aus dem Auge. Er warf einen schweigenden Blick auf den Jüngling, der an der Hand Valeriens da stand und den Greis betrachtete.

Tullius ergriff jetzt Valerien, und legte ihre Hand in des Jünglings Hand, Sie sey dein Weib: sprach er: lebt glücklich! Valeria, sammle Blätter zum Lager für uns Dreie, ich bin Dein Gast! die Hütte ist Deines Mannes! Sylvius wollte hinaus eilen;

allein Tullius ergriff ihn, Laß sie! sagte er: laß sie, ich habe mit Dir zu reden.

Valeria warf noch einen forschenden Blick auf den Greis und ging besorgt hinaus um Blätter zu sammlen.

Sylvius, hier in dieser Hütte hast Du schon als ein Kind gelebt.

Sylvius warf schnell die Blicke in der Hütte umher. Hier, mein Vater? ---

Hier! dort lagest Du, dort in jener Ecke, wie ich die Hütte betrat. Hier lebte Dein Vater, und der grasigte Hügel vor der Hütte ist Deines Vaters Grab!

Meines Vaters Grab? rief der Jüngling, und eilte hinaus und warf sich über den Hügel hin, und ein paar fromme Zähren flossen auf den Hügel. Langsam hob er sich vom Grabe empor, und wollte seinem zweiten Vater in die Arme sinken.

Noch nicht, mein Sohn! sagte der Alte ernst: Deines Vaters Mörder bin ich!

Sylvius betrachtete ihn mit starren Erschrecken. Ich! sprach der Greis: ich! Ich schwor dem Schatten Deines Vaters, Dich glücklich zu machen; ich setzte Dich auf den Hügel, und schwor es noch einmal. Ich habe mein Wort gehalten! Nicht wahr Sylvius? --- --- Ich habe meine Pflicht gethan, und Du Sylvius, thue die Pflicht des Sohnes!

Sylvius sank zu den Füßen des Königs, und bedeckte seine Hände mit Thränen und Küssen.

Du hast mir vergeben, Sylvius? fragte Tullius.

Mein Vater, mein angebeteter Vater, mehr als mein Vater! antwortete Sylvius und sah den Greis mit liebevollen Blicken an.

Tullius sank in seine Arme, mit dem lauten Geschrei: mein Sohn! mein Sohn!

Valeria eilte herzu, und Tullius legte noch einmahl über dem Grabe des Vaters die Hand des Sohnes in die Hand der Geliebten; und segnete seine Kinder.

Feierlich kamen sie in die Hütte zurück; ein kleines Mahl feierte den Tag der heiligen Verbindung, und der Mond der eben über den Felsen herauf kam, leuchtete den glücklichen Menschen.

Die aufgehende Sonne führte den König den Weg nach Rom zurück. Oft besuchte er den stillen Aufenthalt, wo der Frieden, die Liebe, und die Unschuld mit den beiden Glücklichen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, und nach einem solchen Tage sagte Tullius lächelnd: so bin ich doch zuweilen König!

# Stolz und Liebe.

War denn diese Flammen = Liebe
Freier Willkühr heimgestellt?
Nein! den Saamen solcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld.

Bürger.

Sey mir gegrüßt, holdes Thal der Liebe! Sey mir gegrüßt in deinem Bilde, das mich noch jetzt besucht! --- Ach! könnte ich die Empfindungen auf das kalte Papier zaubern, welche dein Anblick in meinem Busen weckte; könnte ich die Thränen hervorpressen, welche die jammernde und die beglückte Liebe in deinem Schooße weinte! --- Das treuste Herz hat dich zum Tempel der Liebe geweiht, enges, reizendes

zendes Thal! In dem Rieseln deines Bachs leben die Seufzer noch, welche der Schmerz und die Freude der Liebe entriß; der Grabhügel ist versunken, wo Agnes Asche ruht; aber ihr Geist schwebt noch zwischen den Ranken des Thals, dem Wohnsitz ihrer glücklichen Liebe; das kleine Zimmer, wo Agnes nach dem Geliebten aussah, ist nichts, als eine Mauer noch; Dornen haben das Fenster verschleiert, an dem sie saß, und den engen Fußpfad hinabschaute, den er kommen mußte; aber ihre Liebe lebt noch in der Stille des Gemäuers; Agnes Geist schwebte zwischen dem Gesträuch in der Burg; der fromme Landmann erzählte mir keine Fabel; ich hörte das Schweben ihres Ganges, ich hörte ihre Seufzer in der verschlossenen Einsamkeit, die Ranken flatterten auf, wie ich in die verfallenen Mauern hineintrat! mein Herz fühlte den Geist, meine Augen sahen ihn nicht: so sey mir noch einmahl gegrüßt, holdes Thal, Tempel der frömmsten Liebe!

Es war der schönste Herbstmorgen, der mich in sein bereiftes Gefilde hinablockte. Ich ging von Arzbach hinab gegen die Berge zu, wo sie links und rechts die Wege zwischen Klippen, Gehölz und Hügeln nach Koblenz und Montabaur schlängeln. Ueber mir auf der Höhe brachen einige Bauermädchen Flachs, und riefen mir lachend, guten Morgen! zu;

rechts am Fuß des Berges, im Schutze seiner Eichen, weideten noch einige Ochsen und zwey Knaben, ihre Hüter, lockten die Flamme aus dürrem Gesträuch empor. Ich folgte dem Bache, der in hundert Krümmungen durch eine Wiese hinrauschte. Der Bach führte mich an eine Mühle, ich gehe über eine Holzbrücke, einigen Häusern vorüber. Kaum bin ich noch hundert Schritte meinem Fußpfade hart am Holz, das in einem schönen Amphitheater am Berge stand, gefolgt, so seh ich mich auf einmahl in einem engen Thale befangen, durch welches der Bach fortrauschte, zweifelhaft jetzt in der Mitte dahin lief, dann sich zu dieser Seite wandte, dann zu jener. Ich war in mich verlohren dahin geträumt. Ich hebe meine Augen auf, und das Thal steht wie durch Zauberei ganz blühend vor mir. Es waren Ranken, die mit einer weißen Wolle den Frühling herbei zauberten, und die der Landmann Mühlhecken nennt. Ich war heiter geworden. Singend ging ich weiter, bald führte mich der Fußpfad den Berg, der das Thal verschloß, hinauf; dann wieder hinab. Bald krümmte sich das Thal vor mir rechts hinein, und gab mir eine neue Aussicht; bald verengte es sich, bald wurde es weiter. Immer heimlicher und verschloßner wurde das Thal, immer höher die Bergwände, die es einschlossen, nur vor mir lagen die Ruinen einer zerstörten Stückgießerey, weiter hin stieg der Rauch von einer

Silberhütte in die Wolken, und oben krönten die blauen Berge von Embs die nähern Hügel. Ich folgte nun mit meinen Blicken dem Rauche der Schmelzhütte in die Höhe, und nun gewahre ich eines weißen Gemäuers ganz über mir im Holzgebirg.

Ein Landmann begegnet mir, ich frage ihn, was das für Ruinen sind? und er sagt mir, die Sporkburg. Man nennt sie auch die Spückenburg, denn es soll nicht geheuer darauf seyn. Sie gehört jetzt dem Grafen Metternicht. Ich frage weiter, und nun erzählt mir der Mann die rührendste Geschichte der Liebe. Ich horchte noch lange, wie er fertig war! auf dem Rückwege erstieg ich die Burg, meinen Busen noch voll von der Erzählung. Da saß ich auf einem Steine, mitten zwischen den Mauern, und träumte mich hin in die Zeiten, wo diese Burg noch bewohnt war.

Dies ist die Sage von der Sporkburg. Jenseits des Rheins hinter Koblenz hart an der Mosel lag im Gebirge der Schneestein, die prächtigste Burg des ganzen Gaus. Hoch leuchteten die weißen Thürme der Burg von weitem über den Wald weg, wie Eisfelsen. Vierzehn Thürme schützten die Mauren und die Zugänge; sechs Zugbrücken trennten und verbanden die Burg mit der übrigen Welt. Die Mosel

spielte um ihren Fuß her. Heere hatten oft den Schneestein belagert. Die Herren der Burg feierten Feste, die Belagerer hörten von weitem die Rundgesänge, den Becher-Klang, die Saiten der Harfen; sie sahen die erleuchteten Säle: sie hörten die rauschenden Tritte der Tanzenden, die der Belagerer spotteten, und die Heere zogen beschämt von dem Schneestein ab. Seit Jahrhunderten hatten die Herren der Burg die Säle mit Schätzen und Waffen angefüllt; mächtige Ritter nannten sich Vasallen der Burg; die umliegende Gegend war das Lehn der Freyherren von Erthal, Herren des Schneesteins.

Jetzt lebte und herrschte auf dem Schneestein Siegebert von Erthal, der glücklichste Ritter des Reichs. Sein waren die größten Besitzungen am Rhein und der Mosel, der Schneestein und zehn andere feste Burgen; sein war der Ruhm, nie im Turnier besiegt zu seyn; sein die Gnade des Kaisers; sein die Liebe seiner Unterthanen; allein, was ihm mehr galt als alles, war seine Tochter Bertha. Die schönste und e[illegible] Dame Italiens, die Gräfinn Aosta war ihre Mutter gewesen. In Florenz war Bertha erzogen bis an den Tod ihrer Mutter; dann kehrte sie in die Arme ihres von Jerusalem heimkehrenden Vaters zurück, und wurde der Stolz

Deutschlands, wie sie der Stolz Italiens gewesen war.

Ihr Vater selbst erstaunte, wie ihn Bertha auf seiner Burg empfing. Stolz trat er daher, hundert Ritter in seinem Gefolge; Trompeten tönten von allen Thürmen. Am Eingange der Burg stand Bertha. Groß und edel war ihre Gestalt; wie ein Bild der ernsten Gerechtigkeit stand sie da. Nun eilte sie ihrem Vater entgegen; ihr Gang war stolz, ihr Blick majestätisch. Sie kniete vor ihrem Vater, und drückte seine Hand an ihre Brust. Er schlug einen fröhlichen Blick auf Bertha; dann sah er umher auf seine Vasallen, als ob er sie aufforderte, seinen größten Triumph, Bertha vor ihm auf den Knien zu sehen.

Mein Vater! sagte Bertha. Meine Bertha! rief der Vater. Der Name Tochter schien ihm selbst noch zu vertraulich. Er hob sie auf, drückte sie in seine Arme, und führte sie an seiner Hand in die Burg zurück. In ehrerbietiger Ferne hatten die Ritter den Anblick gesehen! in stiller Ehrfurcht folgten sie Vater und Tochter in die Burg. Welch ein Weib! dachte jeder mit schlagendem Herzen: welch ein Weib! wollte einer einem andern zuzischeln. Bertha's herrschender Blick traf ihn, und der Ritter schwieg, als ob der Gedanke an Bertha ein Verbrechen wäre.

Da stand sie mit ihrem Vater im Rittersaale, und die Ritter in einem großen gedrängten Kreise um sich her. Eine Minute betrachtete der Vater seine Tochter; dann legte er ihr die Hand auf die schwarzen Locken, und sagte nun: Mein Kind! Sie schlug die weißen Arme um seine Schultern und rief: mein ehrwürdiger, edler Vater! seyd mir willkommen in eurem Vaterlande, und auch Ihr tapfern Freunde unsers Hauses! Ihre Stimme tönte wie der stolze helle Laut der Harfe. Die Ritter beugten alle das Haupt vor Bertha. Ich habe euch allen viel zu danken, fuhr sie lächelnd fort; denn ihr bringt mir meinen Vater wieder.

Hier ergriff Erthal einen Ritter bei der Hand und führte ihn aus dem Kreise hervor. Dann, Bertha, hättest du diesem am meisten zu danken! Schwarzenberg hat deinem Vater das Leben gerettet! Bertha sah den Jüngling an mit einem Auge, worin sich der ganze Himmel verklärte. Seyd mir willkommen! tausendmahl willkommen, Retter meines Vaters! wie soll ich Euch danken! nehmt, was mir das wertheste ist, das Geschenk meiner seligen Mutter! Sie wand von ihren Hüften einen goldenen Gürtel; sie näherte sich dem Jüngling, der zitternd mit brennenden Augen da stand; sie wand ihm die Schärpe um den Harnisch, und wie ihre Hände ihn berührten, so bebte er, er öffnete die Lippen, etwas

zu sagen, und verschloß sie wieder: denn sie hob an zu reden. Dieser Gürtel hat unter meinem Herzen geruht, und von nun an, glaubt mir, Ritter, soll mein Herz nie aufhören, mit dankbaren Empfindungen für Euch zu schlagen.

Ein Feuerstrom floß bey diesen Worten aus dem Gürtel in des Jünglings Herz. Er ergriff Bertha's Hand, und beugte sich auf sie nieder, ohne sie mit seinen Lippen zu berühren. Fräulein, seufzte er: wie überschwenglich lohnt Ihr! Jetzt ist mein Leben Euer! --- und unseres! riefen die andern hundert Stimmen, und schlossen einen Kreis um Bertha. Amen! rief Erthal, und küßte Bertha's Lippen. Bertha verbeugte sich gegen die Ritter, und ihre Herzen waren Bertha's.

Fest an Fest auf Erthals Burg, und Bertha die Göttin der Feste. Ihr Name tönte auf jedem Turnier, ihre Farbe siegte überall. Der Ruf ihrer Schönheit flog von den Ufern des Rheins bis an die Ufer der Oder. Bertha von Erthal! war der Name, wenn die Ritter von der Liebe redeten. Bertha! seufzten die Ritter, nur leise, nur in der Seele. Jeder verhüllte seine Liebe in stiller Ehrfurcht, jeder bewachte seine Blicke. Es war die stolze Bertha, welche die Ritter anbeteten, die Liebe gab, ohne Liebe zu fühlen.

Die schöne Bertha! sagte man nicht allein; die edle Bertha! riefen eben so viele Stimmen. Vom Schneestein ab, die Mosel hinauf, bis an die Saar und den Rhein war nicht eine Hütte, in der nicht Bertha's Name unter Thränen des Danks genannt wurde. Kein Armer hatte je Bertha gesehen. Ihre wohlthätige Hand sandte im Dunkeln Hülfe, wie die Hand Gottes; sie segnete und blieb unsichtbar. Kein Armer wagte es, ihr zu danken; ihr ernster Blick zerstörte die Worte, ehe sie den Lippen entflohen. Bertha half, und verschmähete den Dank der Erretteten, und Bertha's Name tönte noch inniger, noch heiliger in den Hütten der Armen, als auf den Burgen der Edlen Gerechtigkeit wohnte in dem Kreise, den Bertha beherrschte. Bertha schlichtete die Fehden der Edlen, und Bertha's Spruch war gerecht wie das Gottes-Gericht.

Alle Ritter im Rheingau huldigten Bertha; aus der Nähe und der Ferne kamen die Edlen nach dem Schneestein. Nur allein Egbert von Montabor nicht Schon lange hatte ein Streit zwischen Erthal und den Montabors geherrscht. Beide Häuser machten Ansprüche auf Winningen, ein Dorf an der Mosel. Egbert war jetzt durch den Tod seines Vaters Herr von Montabor geworden. Erthal sandte einen Wappenherold nach Winningen, und ließ sich nach dem Tode des alten Montabors hul-

digen. Dies entzündete aufs neue die Fehde zwischen Erthal und Montabor. Heere standen gegen einander; Erbitterung stritt mit Erbitterung. Erthal that, auf Bertha's Bitten, dem Ritter Egbert Vorschläge zum Frieden. Er bot ihm ein Dorf jenseit des Rheins für Winningen. Egbert schlug es aus, und die Schaaren zogen gegen einander.

Und wer ist denn dieser blutdürstige Egbert? fragte Bertha die versammleten Ritter. Deutschlands stolzester Ritter! antwortete einer. Der edelste, der wohlthätigste Mann des Gaus! sagte ein anderer. Ein schöner Mann! gerecht, edel und wohlthätig, lächelte Bertha; und dennoch unser Feind? so hätten wir ja Unrecht, wenn er so wäre. Bertha hörte so viel in diesen Tagen von Egbert erzählen, daß sie sich nicht enthalten konnte, zu wünschen, ihn zu sehen.

Die Heere rückten gegen einander; Erthal und Egbert an der Spitze ihrer Schaaren. Täglich hörte Bertha jetzt von den Boten, von den Verwundeten Egberts Thaten. Er allein widerstand der versammleten Ritterschaft, die für Bertha stritt; er allein war die Seele des Heeres, das Leben der Unternehmungen. Reuters Knechte, die Egberts Gefangene gewesen waren, konnten nicht aufhören Berthan von des Ritters Edelmuth, Güte und Freundlichkeit zu erzählen. Ich wüßte, was ich

thäte, setzte ein Alter seinen Erzählungen hinzu: wenn ich Euer Vater wäre, ich machte der Fehde durch eine Heyrath ein Ende. Denn, Fräulein, wo ist der Edle, der mit Recht sagen mag, ich bin Bertha's werth, wenns nicht Montabor ist? und Ihr allein, holdes Fräulein, verdient die Krone aller Ritter, Egbert von Montabor.

Endlich ohne Sieg und ohne Schande kehrte Erthal und seine Schaaren wieder nach dem Schneestein zurück, um auszuruhen von dem Umherstreifen. Ein Gefangener war seine Beute, ein stattlicher Mann, der nur der Menge unterlegen war, die ihn zwischen den Höhlen der Rheinfelsen trafen. Bertha that dem Gefangenen wohl, und Erthal versuchte ihn mit reichen Anerbietungen von Egbert abzuziehen.

Und wenn die Heiligen gegen Egbert kämpften, sagte der Gefangene fröhlich, so wollte ich seine Parthei halten. Ich bin Egberts im Leben und Tode.

Und womit hält er euch so fest? fragte Bertha.

Womit Ihr alle Ritter festhaltet, Fräulein, antwortete der Knecht: mit Edelmuth und Liebe! Bertha erröthete.

Einige Tage darauf meldete der Burgvogt einen Ritter; er hielt am Vorsprunge, und wollte seinen Namen nur Erthalen sagen. Erthal befahl,

ihn einzulassen. Erthal ging hinaus, und führte den Ritter hinein. Bertha saß da eben und hatte ihrem Vater vorgespielt; die Harfe lag noch an ihrer Schulter, wie die Thüre sich öffnete und der fremde Ritter mit ihrem Vater herein trat. Schlank war des Ritters Wuchs, sein Gang edel, er sah durchs Visier auf Bertha; dann wandte er sich schnell zu Erthal, schlug das Visier auf, und funkelnde Blicke trafen unter dem Eisen hervor. Bertha schaute voll Erstaunen auf das schöne, edle Antlitz des Fremden.

Ich bin Egbert von Montabor! fing der Fremde zu Erthal an. Egbert? riefen Vater und Tochter. Mann, welche Verwegenheit! setzte Erthal bestürzt hinzu:

Mich selbst in Eure Hände zu liefern, meint Ihr? Gut, ich bin hier, wenn Ihr dürft, Euer Gefangener. Aber ich bin bey Erthal, einem deutschen Ritter; ich fürchte nichts. Er setzte sich ruhig an den Tisch. Ich bin hieher gekommen, um unsere Fehde abzumachen. Ihr wollt Winningen von mir ertrotzen. Ich bin nicht der Mann, von dem sich etwas ertrotzen läßt. Hattet Ihr Recht, warum kamt Ihr nicht zu mir, und sagtet: Egbert, das Recht ist auf meiner Seite! Meint Ihr, daß ich selbst meine letzte Hütte dem Recht verweigern würde? Mein Reichthum ist mein Herz und mein De-

gen. Warum sandtet Ihr den Herold nach Winningen, und ließet meine Unterthanen verpflichten? Ich bin ein freyer deutscher Ritter, wie Ihr; warum sollte ich der Gewalt weichen? Winningen ist mein! mein Recht ist so deutlich, daß ein Weib darüber entscheiden mag. Da sitzt wahrscheinlich Eure Tochter Bertha, laßt sie entscheiden!

Ihr möget meiner Gerechtigkeit leicht mehr zutrauen, als meinem Verstande; auch dieser Streit möchte mir noch zu schwer seyn. Laßt mich weg.

Auch das! sagte Egbert, stützte sich auf seinem Arm, und fuhr fort: Winningen ist mein, und jetzt trete ich es Euch ab, Erthal. Ihr habt einen Knecht von mir gefangen, gebt mir den zurück.

Für den Knecht mein? fragte Erthal.

Gebt mir den Knecht, und Winningen ist Euer.

Und wie? wenn ich Euch den Knecht gäbe, und Winningen bliebe Euer, was würdet Ihr dann sagen?

Erthal hat seine Schuldigkeit gethan, würde ich sagen.

Ihr seyd ein stolzer Mann, Egbert.

Das sollte jeder Deutscher seyn.

Der fremdes Verdienst aus Stolz nicht sehen will.

Dies sind Vorwürfe; darauf nichts! Gebt mir meinen Knecht.

Er ist mein Gefangener.

Das weiß ich. Ich bitte Euch also, gebt ihn mir, und setzt sein Lösegeld.

Ich schenke ihn Bertha.

Und Ihr, Fräulein ---

Geschwind nehmt hin: Ihr thut mir einen Gefallen; der Mann soll mir keine Verbindlichkeit schuldig seyn, dem sie so schwer wird.

Egbert lächelte. Und Winningen, Erthal?

Bleibt Euer, sagte Erthal finster: ich muß Euren Besuch doch mit etwas belohnen.

Egbert hielt Erthalen die Hand hin. Erthal, sagte er, seyd nicht empfindlich. Ich kann freundliche Blicke fodern. Ich bin Euer Gast, ich bleibe über Mittag hier. Laßt mich meinen Knecht sehen.

Erthal ging hinaus, und Egbert sagte: ich habe Euch im Spielen gestört, Fräulein?

Ihr seyd so gerade heraus mit dem, was Ihr denkt, daß ich nicht spielen will, um nicht getadelt zu werden.

Fräulein, ich glaube nicht, daß das Euer Ernst ist. Ich habe von der schönen, klugen, guten, von der stolzen Bertha von Erthal habe ich gehört. Jetzt habe ich sie so gefunden: aber nie habe ich ein Wort gehört, daß Bertha eitel wäre. Gebt Euch selbst kein schlimmer Zeugniß, als die Welt.

Bertha erröthete ein wenig. In dem Augenblick trat der Knecht mit Erthal in das Gemach. Egbert sprang auf, ihm mit den Worten entgegen: Lieber, getreuer, guter Georg, mein Waffenbruder! ich mußte den Ort sehen, wo du ein Gefangener warst, und mußte dem Manne danken, der dich schonend behandelte. Nicht, Georg, dir ist hier wohl gewesen?

Das Fräulein hat mich vergessen lassen, daß ich gefangen war; sie hat wie eine Mutter an mir gehandelt.

Hat sie? sprach Egbert mit leuchtenden Augen, und wandte sich zu Bertha. Fräulein, ich danke Euch! Ihr habt meinem Freunde wohlgethan. Laßt mich Eure wohlthätige Hand küssen. Er drückte Bertha's Hand an seine Lippen. Sein Ton war so fröhlich, so innig, daß Bertha ihm diese Vertraulichkeit nicht übel nehmen konnte.

Ihr seyd ein sondrer Mann, sagte sie lachend: Ihr dankt für ein Nichts, und wenn man Euch eine Krone schenkte, ich glaube, Ihr würdet sagen, man sey sie Euch schuldig.

Eine Krone auch, und dieser Mann. Nun, mein guter Georg, unsere Fehde hat ein Ende; du hast Frieden gemacht. Eile, lauf; oben im Eichenhorst, den Weg an den Rhein zu, wartet dein Weib und deine Kinder auf dich! Die Freude solltest du

noch einige Minuten früher haben. Er drückte den Mann an seine Brust. Georg drückte seinem Herrn die Hand und flog hinaus in die Umarmungen seines Weibes und seiner Kinder.

Nach und nach versammleten sich mehrere Ritter bey Erthal. Man erstaunte, Egbert zu sehen. Egbert stand da unter ihnen ruhig, groß, nahm Theil an ihrem Gespräch, als ob sie seine Feinde nicht, sondern alle seine Gäste und Freunde wären. Man sang Lieder zu Bertha's Lobe, und allein Egbert sang das Lob der Bescheidenheit. Man fragte Egbert, warum er Bertha's Reize nicht sänge, und Egbert lächelte und sagte: ich betrachte die Rose; ich küsse sie nicht; mein Kuß möchte die schöne, bescheidene Knospe öffnen! Bertha erröthete.

Die Thüre flog auf, und der Ritter Wegeleben stürzte ins Zimmer. Hier finde ich Euch, Egbert von Montabor! Gebt mir Antwort! der Ruf sprach von Euch als dem edelsten Manne des Gaus; wärt Ihr ein Elender, so säht Ihr mich nie bey Euch. Meines Bruders Tochter Mathilde war Eure verlobte Braut? redet!

Bertha stand auf, und Egbert sah ernst. Das war sie! sagte er. Ich muß Euch das selbst erzählen, fuhr er fort: Ich war mit der schönen Mathilde von Wegeleben verlobt; der Tag war schon angesetzt, an dem uns das Sakrament verbinden

sollte; auf einmahl bleibe ich weg, die Verbindung geht zurück. Nun frage ich Euch, versammlete Ritter und Freunde, haltet Ihr mich eines so schlechten Streichs, ein Mädchen ohne wichtige Gründe zu verlassen, für fähig?

Nein: riefen alle.

Und das arme Mädchen, fuhr Wegeleben fort, verjammert jetzt ihr Leben und stirbt hin mit ihrem verschmäheten Herzen!

Ritter Egbert, sagte Bertha und näherte sich ihm: Ritter Egbert, ich bitte Euch, macht Euch rein von diesem Vorwurfe.

Egbert sah furchtbar ernst. Wegeleben! sprach er kalt: seyd Ihr der Allwissende, daß Ihr schwören könnt, ich bin der Schuldige? Euer Vorwurf schmerzt; denn ich muß schweigen.

So war Mathilde die Schuldige? fragte Wegeleben, und Bertha stand da, und hing auf Egberts Lippen.

Bey Gott! nein! Mathilde ist unschuldig, wie ich selbst!

Das hieß Euch der Himmel sprechen! sagte Wegeleben. Aber so redet, warum ---

Ich muß schweigen! Ich blieb weg; unsre Verbindung ging zurück. Da seht Ihr die Handlung; wer

wer aber von Euch will auch die geheimen Absichten und Ursachen der Handlung errathen?

Und ihr seyd unschuldig? fragte Wegeleben.

Ich bin's! doch hier ist der Schein wider mich. Die Zeit wird mich vertheidigen; urtheilet so lange nicht.

Bertha sagte: nein, Egbert, seyd Ihr Ritter, so vertheidigt Euch jetzt! Eine Hülflose verlassen, ein liebevolles Herz verschmähen, die Unschuld verspotten? --- vertheidigt Euch jetzt.

Das will ich sprach Egbert: Lebt wohl! Stolz ging er durch die Ritter hin. Ein Gemurmel entstand. Die meisten vertheidigten Egbert, selbst Wegeleben. Aber was kann ihn veranlaßt haben? --- das war Bertha's ewige Frage. Niemand errieth die Ursache. Bertha dachte, wie sie allein war, an nichts als Egbert. Seine Gestalt, sein Stolz, seine Kälte gefielen und mißfielen Bertha zu gleicher Zeit. Noch immer sah sie ihn unter den andern Rittern stehen, in der stolzen, herrschenden Stellung, noch immer sah sie seinen Helmbusch schwanken, wenn er sprach; noch immer sah sie sein kaltes, bittres Lächeln, mit dem er sagte: ich bin unschuldig! Sie konnte sein Bild nicht los werden.

Auch Egbert ritt in Gedanken an Bertha heim; er wußte selbst nicht, durch welchen Weg er an den

Rhein gekommen war. Auf der Fähre saß er tiefsinnig, und der Fährmann mußte ihm zweymahl sagen, er sey am Ufer. Dann sprengte er die steilen Berge auf und ab, und in zwey Stunden war er auf seiner Burg Montabor.

Hundert Ritter hatten Egberten von Bertha erzählt, und Berthan von Egbert. Begierde sich zu sehen brannte schon in beyder Herzen, und öffneten sie schon voraus gegen einander. Kalt ist Egbert gegen die Liebe! erzählten die Ritter. Die schönsten Fräulein sind vergebens freundlich gegen ihn; sein Herz ist Eis. Bertha hörte es, und verlangte nach Egbert. Bertha ist stolz, sagten Hunderte in Montabor: und ihr Stolz macht uns zu Kindern. Die Ritter lieben sie alle: keiner wagt es, Bertha die Liebe zu verrathen; sie ist so kalt, wie sie schön ist, und Egbert brannte, Bertha zu sehen.

Nun hatten sie sich gesehen, und beider Herzen waren voll von dem Wunsche, sich öfter zu sehen. Mathilde! dachte Bertha oft: wie ist es? --- Mathilde! dachte Egbert: was wird Bertha sagen, wenn sie es erfährt? ---

Ein Monat war so hingelaufen, und Wegeleben kam zu Erthal. Er traf da Bertha's Anbeter. Wegeleben trat hastig in den Saal, und statt des

Willkommens rief er ihnen entgegen: Egbert ist unschuldig!

Unschuldig? rief Bertha: o erzählt, wie? und Wegeleben erzählte: Zwischen meines Bruders Gütern liegt ein Forst, welcher den Montabors gehört. Schon oft hatte mein Bruder Egberts Vater einen reichen Ersatz für den Wald geboten, und immer vergebens. Endlich wurde der lange Streit zwischen den Vätern geschlichtet. Egbert erhielt Mathildens Hand und einen doppelten Mahlschatz, und Montabor trat an unser Haus den Wald ab. Egbert sah Mathilden; sie gefiel ihm, und wir legten ihre Hände in einander. Mathilde weinte und härmte sich ab. Niemand errieth die Ursache. Ihr Herz war schon verschenkt; der Vater ist hitzig, das Mädchen furchtsam. Der unglückliche Tag der Verbindung rückte immer näher, und Wilderen, Mathildens Geliebter ging zu Egbert.

Egbert, sprach er: ich liebe Mathilden, Mathilde liebt mich; mein ist ihr Herz, dein ihre Hand. Was wirst du thun?

Egbert erstaunt; er will nach meinem Bruder, und ihm sagen, daß Mathilde Wilderen liebt.

Und das arme Mädchen unglücklich machen? sagt Wilderen: du kennst des Vaters unbeugsame Hitze. Egbert legt die Hand an die Stirn. Auf

einmahl sagt er Wilderen: Hört, Wilderen, kauft mir den Steinforst ab. Wilderen sinkt voll Freude zu Egberts Füßen. Das war der Wald, um den Mathildens Hand verkauft wurde. Wilderen kauft den Wald, und Egbert bleibt weg von meines Bruders Burg. Mein Bruder setzt ihn zur Rede. Egbert antwortet räthselhaft, kalt. Mein Bruder ergrimmt, meine Tochter ist nicht für dich, Egbert von Montabor! ruft er, und eilt fort. Egbert ruft dem ergrimmten Alten nach, .und ich fordere Euch auf, Wegeleben, je den Steinforst Euer zu nennen. Nie sollt Ihr ihn haben, er ist an Wilderen verkauft. Mein Bruder kam wüthend heim, und es fehlte nicht viel, so hätte er Mathilden Wilderen selbst angetragen. Gestern ist Mathilde Wilderens Weib geworden, und der Steinforst gehört meinem Bruder. Mathilde erzählte mir heute den Handel; ich will zu Egbert, und ihm Genugthuung bieten für meinen Verdacht.

Wegeleben eilte davon, und Bertha rief ihm nach: sagt Egberten, daß auch ich ihm Genugthuung schuldig sey. Der Ritter flog dahin und überraschte Egbert mit dem Geständniß seiner zu raschen Zunge, und noch mehr mit Bertha's Auftrage.

Das sagte Bertha? fragte er mehr als einmahl, und nach ein paar Tagen ritt er nach dem Schneestein. Ber=

tha sah ihn von ihrem Kloset auf den Hof sprengen, und sie lief an die Thür; unentschlossen, ob sie gehen sollte, oder nicht, hatte sie den Griff in der Hand. Wie leicht könnte er meine Eile mißdeuten? dachte sie. Laß ihn! sagte sie: er ist es werth, daß man mit ihm mehr ist als ein Weib. Sie ging.

Willkommen, Egbert! sagte sie fröhlich: ich freue mich, Euch wieder zu sehen. Egbert antwortete kalt auf ihren Gruß, und jagte die fröhliche Wärme Bertha's in ihr Herz zurück. Sie setzte sich an ein Fenster, sah bald auf Egbert, bald auf den Hof, hatte Langeweile, denn Erthal redete von den Fehden der Ritter umher. Bertha fing verschiedene mahl an von Mathilden zu reden. Egbert wandte das Gespräch ab, und Bertha dachte mit Verdruß: bin ichs nicht werth, daß er sich bey mir rechtfertigt? --- Ich hatte Euch neulich Unrecht gethan, Egbert, sagte sie: meine jetzige Entschuldigung mag Euch indeß leicht eben so gleichgültig seyn, als damals mein Argwohn.

Kein Argwohn ist mir gleichgültig, er vermindert den Glauben an gute Menschen.

Und liebtet Ihr Mathilden wirklich? fuhr sie, auf den Hof sehend, fort: man kann nur von der Aufopferung auf die Größe der Seele schließen.

Rechtthun ist keine Aufopferung. --- Daß ich den Vater hintergehen mußte, das war das Opfer, das meinem Herzen schwer wurde, und noch jetzt bin ich zweifelhaft, ob ich Recht that.

Ihr machtet zwei Menschen glücklich!

Der gute Ausgang entschuldigt den Weg nie, den man geht.

Und liebtet Ihr Mathilden?

Es schmerzte mich, daß sie mich nicht liebte; wißt Ihr daraus, ob ich sie liebte?

Noch nicht. Erlaubt, daß ich Euch verhöre. Machte es Euch Vergnügen, daß Wilderen glücklich wurde?

Gott gebe denn, daß ich nie liebe, wenn Liebe gegen Menschenglück kalt machen soll.

Ihr seyd ein biederer Mann! aber geliebt habt Ihr Mathilden nicht, Ritter, und ich behaupte, Eure Handlung war recht, aber nicht groß.

Und ich behaupte, meine Handlung war nicht groß, weil sie nicht recht war; aber sie gelang. — Laßt uns davon abbrechen, Fräulein. Ich sehe an Eurer Miene, daß ich Euch eitel scheine. Ihr möchtet Euch aufs neue zu entschuldigen haben.

Stolzer Mann! sagte Bertha, und ergriff die Spindel, zerriß den Faden, verließ den Saal, und ging in den Garten.

Egberts Besuche bei Erthal wurden häufiger, und täglich entstand ein neues Band zwischen Egberts und Bertha's Seelen. Nur waren es Bande, welche die Eitelkeit knüpfte, und nicht die Natur. Bertha hielt Egberten für den edelsten Mann, und Egbert Bertha für das edelste Weib, und einer wollte den andern an Edelmuth, an stiller Größe, an kaltem, sich selbst genügenden Stolze übertreffen. Es war der Wettstreit der Tugend, den die Eitelkeit dem Herzen selbst interessant machte. Beider Seelen rangen mit einander, nicht beider Herzen. Bertha verlor nach und nach in diesem Streite, nicht, weil sie weniger Größe hatte, sondern weil sie ein Weib war, und mit jedem Verluste, mit jeder Schwäche, die sie zeigte, wurde sie Egberten liebenswürdiger. Bertha's Absicht war, sich in Egberts Augen zu heben, und Egbert hob sich, ohne sich einer bestimmten Absicht bewußt zu seyn. Jede große Idee, welche in seiner Seele lag, fand eine ähnliche in Bertha's Seele; jedes Gefühl seiner Brust war gewiß in Bertha's Brust, ein ähnliches Gefühl zu finden. Du bist stark wie ein Mann, Bertha! sagte Egbert mit blitzenden Augen zu dem Mädchen, stand vor ihr, beugte sein Haupt nieder, und betrachtete Bertha; und Bertha fühlte sich nie mehr Weib, als in diesen Augenblicken. Sie seufzte, und sah auf der Seite neben ihm weg. Dieses sanftere weib=

liche Gefühl war ihr selbst unangenehm; sie wollte den Ausruf: stark wie ein Mann! verdienen, sie rang jenes schönere Gefühl der weisen Natur zu Boden. Sie kämpfte mit ihrem Herzen, und erkünstelte eine Kälte, die doch endlich der wachsenden Liebe erlag.

Auf diesem unnatürlichen Boden erwuchs die Liebe beider Herzen, und, endlich unter dem Kampfe der Eitelkeit und des Stolzes immer stärker geworden, foderte nun die Liebe ihre Rechte zurück, und Bertha wurde ein Weib. Sie hing an Egberts Armen; ihr Blick, der sonst stolz umherflog, hing furchtsam und mit Thränen beladen am Boden; ihr Gang der sonst stolz neben Egberts Gange dahin rauschte, schlich leise durch die Blumen. Sie lächelte, ohne zu reden; sie drückte Egberts Hand, und das war sonst nur der Lohn eines edlen Worts gewesen; sie zitterte, wenn sein Arm sie umfaßte, und wandte ihre Augen seitwärts; sonst stand sie, wenn er sie umfaßte, stolz vor ihm, und fragte: es ist ein großer Gedanke in Eurer Seele, Montabor? Ich fühle es an Eurem Druck! —

Da saßen sie jetzt neben einander in einer Laube, welche die Aussicht auf die Mosel hatte. Sonst flog Bertha's Auge hinter den Wellen her; ach, könnt' ich dem Strome nachfliegen, rief sie: über das Weltmeer dahin. Wie eng ists hier! jetzt war ihr die Lau-

be noch zu offen, und ihr Auge hing auf einem Punkte des gelben Stromes. Bertha ergriff dann die Harfe, sie hob den stolzesten Gesang an, er endigte in einem traurigen Liede der stillsten Sehnung, und Seufzer begleiteten ihn.

Bertha schämte sich vor Egbert ihrer Liebe und ihres Herzens, und sie sah nicht, wie jetzt des Mannes Herz unter der Thräne ihrer Liebe zerschmolz; wie ihr stiller trüber Blick, wie das Zittern ihrer Hand, den edlen Mann mehr zu ihren Füßen zog, als vorher ihr Freymuth, ihre männliche Größe, ihre feste Entschlossenheit. Egberts Liebe war die ganze Freude ihres Lebens, und sie haßte die Hand, welche ihr diese Liebe gegeben hatte. Wer bin ich jetzt? fragte sie sich ängstlich, wenn sie voll der kindischten Träumereien im Garten umherirrte: wer war ich? Ich bin nicht Bertha, die große Bertha mehr; ich gehöre zu den liebesiechen Geschöpfen, deren ganzes Daseyn ein kranker Seufzer ist; die der Mann in der Burg einkerkert, weil kein edler Gedanke ihre Brust hebt. Nein, Egbert, ich will deiner werth seyn; werth, dem edelsten Manne zur Seite zu stehen, das edelste Weib. Sie warf den Kopf auf, ihr Gang wurde rascher, sie trocknete die Thränen von ihren Augen, und eilte Egberten entgegen.

Meine Bertha, rief er ihr entgegen: eine Unternehmung hat mich gehalten. Ich habe die Mön-

che von Maximin geängstet. Sie machten Ansprüche auf eine Unglückliche, als auf ihre Leibeigene. Verzeihe mir, ich konnte nicht kommen.

Ich würde dich hassen, sprach Bertha, wenn du zu Bertha kämest, so lange noch ein Unschuldiger in deinem Burgbann deiner Hülfe bedürfte. Ich bin sehr fröhlich gewesen; denn ich wußte dich in Gefahr um der Unschuld willen.

Bertha, siehst du nicht des Jünglings finstern Blick bei deinen Worten? Bertha ist stark wie ein Mann! sagte Egbert, und das Geständniß der Liebe, das auf seinen Lippen heute lag, schlüpfte in sein Herz zurück.

Eines Tags saß Bertha an seiner Seite unten an der Mosel. Sie waren die Felsen hinab geklettert; Nußbüsche bedeckten sie vor den Strahlen der Sonne, ihr Rücken lag an dem weichen Moose der Felsen. Bertha sah Egberten mit einem unaussprechlichen Blicke an. Egbert, fing sie auf einmahl an: ich liebe dich unendlich! bist du mein? — Bertha! Bertha! rief Egbert voll Erstaunen. O welch ein Weib bist du! Ich wagte es nicht; und du? — O Größe ohne Beispiel! Ich liebe dich unendlich. Jetzt sanken sie einander in die Arme, ihre Lippen versiegelten das Geständniß ihrer Liebe. Alles war vergessen, Bertha's Stolz, Egberts Größe. Süße Thränen zerschmolzen ihre Herzen. Das Mädchen

Bertha zerschmolz in einen Seufzer. Der Abend fand sie noch unter dem Tändeln des Kindes, das Liebe heißt.

Wie glücklich bin ich! riefen beide. Bertha chlang den weisen Arm um seine Schulter, und Egbert spielte mit Bertha's schwarzen Locken, und Bertha genügte das Spiel, das Kosen, die halben Wörtchen, die Seufzerchen, die Schwüre des Geliebten: Bertha knüpfte eine Rosenkette mit Vergiß mein nicht um seinen Harnisch, und lächelte ihrem Gefangenen mit nassen Augen zu. Sie war Armida, und er Rinaldo geworden.

Sie gingen mit der sinkenden Nacht. Nicht wahr? sagte Bertha lächelnd: Bertha sollte Egberts ganzen Stolz fühlen? Ich mußte groß genug seyn, dir zuerst zu sagen: ich liebe! --- Meine große, meine edle Bertha! rief Egbert: wer ist es werth, dich sein zu nennen? Du bist stärker als ein Mann!

Die Ruhe der glücklichen Liebe wohnte in Bertha's Herzen, und mit ihr kehrte nun Bertha's Entschluß, groß zu seyn, und durch Größe Egberts Herz zu verdienen, mit neuer Lebhaftigkeit zurück. Er ist mein! ich bin sein! rief sie: und soll denn nur diese Lippe, der Händedruck sein seyn? Nicht mein Herz? nicht meine ganze Seele? --- Nein! Egbert, ich will dein seyn! meine Seele soll in deine sich hauchen! ich will in dir leben!

Bertha, ist denn diese Flammenliebe freier Willkühr heimgestellt? Sie hörte die Warnung ihres Herzens nicht; sie riß jede Zurückhaltung aus ihrer Brust weg; sie zwang sich, ihm jede seiner Liebkosungen wieder zu geben, die affektlose ruhige Verträulichkeit des männlichen Freundes zu künsteln, das Gebiet der Unruhigen, schwebenden und verschämten weiblichen Liebe zu überspringen, und in das Gebiet der ruhigen, auf ein ganzes Leben, auf alle ertödteten Begierden gegründeten Freundschaft einzudringen; kein Gedanke kam in ihre Seele, den Bertha nicht Stärke genug hatte, ihrem Egbert zu sagen; kein Bild, keine Ahnung ihres verlangenden Herzens verschwieg sie ihm; sie zwang die bebenden Lippen zu Vertrauen, welches ihnen die vorsichtige Liebe versagte; sie wollte den reinen Glanz der jungfräulichen bescheidenen Unschuld noch weißer färben, und Egbert rief: welch ein Weib ist mein!

Egbert saß heim auf seiner Burg; eine Unpäßlichkeit hielt ihn von Bertha zurück. Die Thüre öffnete sich, und Bertha trat in das Gemach, und warf sich in Egberts Arme. Bertha! rief Egbert erschrocken: wie wagst du es, ein Mädchen! ---

Ich bin kein Mädchen, sagte Bertha lächelnd: ich bin nichts, als Egberts Bertha. Und wenn dich jemand gesehen hätte, Bertha? --- Man würde sagen, Bertha liebt Egbert. Dir ist nicht wohl, läßt

du mir sagen --- wenn ich dir das hätte sagen lassen, wärst du nicht gekommen? Ich bin dein, Egbert! was kümmert mich die Sitte, welche die Thorheit erfand? Sie blieb bei ihm bis in die Nacht, dann flog sie in einem Mantel gehüllt, den Berg hinab, und Egbert brachte sie bis an den Rhein. Vom andern Ufer hörte er noch, gute Nacht, Egbert! dann ihres Pferdes Flug auf den Felsen, und Egbert stand am Rhein, und rief mit nassen Augen: welch ein Weib!

Bertha kam zurück. Sie sah von weitem die Burg erleuchtet, und hörte den Ton der gastlichen Trompete. Sie flog in die Burg, und der Befehl ihres Vaters rief sie sogleich in den Saal. Hier fand sie den Grafen Ludwig von Mannsfeld. Ludwig kam ihr entgegen. Er hatte viel von Bertha's Schönheit gehört; aber Bertha selbst setzte ihn in ein freudiges Erstaunen. Ihre schwarzen Locken flogen wild um den Nacken; ihr Gewand war schwarz mit weißer Stickerei, um ihren schlanken Leib trug sie eine lange weiße Feldbinde Egberts, die sie dort aus Schäkerei umgebunden, und abzulegen vergessen hatte. So stand sie vor den Grafen von Mannsfeld.

Wo bist du gewesen, Bertha?

Am Rhein, mein Vater; sonderbar, ich konnte heut Abend den Weg im Gebürg nicht finden.

Endlich legte ich dem Roß den Zügel auf den Hals, und es brachte mich glücklich hieher.

Und das wagt Ihr, Fräulein? bei Nacht? allein?

Was wagte ich nicht um einen solchen Abend?

Ludwig konnte nicht aufhören, Bertha zu bewundern. Er hing mit unverwandten Blicken auf ihr; er war allein Ohr, wie sie die Harfe ergriff, und mit ihrem Gesange sie begleitete. Das Stolze, Ernste und Freundliche in ihren Blicken; ihre freie edle Bewegung, ihr Gang, die große, schöne, volle Figur in der halbmännlichen Kleidung; nie hatte er ein solches Mädchen gesehen. Kein Schlaf kam die Nacht in sein Auge. Der erste Strahl der Sonne weckte ihn; er stand nachdenkend am Fenster, da flog Bertha den Ulmengang hinab. Er zitterte, er eilte in den Garten; Bertha sah ihn kommen, und kam ihm entgegen. Sie war in der jungfräulichen Morgenkleidung; ein weißes enges Mieder umpfing den runden Leib! ihre Locken hingen auf den weißen Schultern; eine Blume war der einzige Schmuck ihres Busens. Ludwig beugte sich tief, und Bertha redete ihn freundlich an, und der Pfeil der heißesten Liebe zerriß Ludwigs Herz.

Ludwig wurde mit jeder Minute, die er auf dem Schneestein lebte, tiefsinniger. Er hing stumm wenn er bei Erthal war, auf der Thüre, und kam

Bertha, so erröthete er und rückte unruhig auf dem Sessel hin und her.

Endlich warf er sich dem alten Erthal in die Arme, und bat ihn um seine Einwilligung, Bertha zur Gräfinn von Mannsfeld zu machen. Erthal fand in diesem Antrage nichts widriges. Wenn Ihr Bertha's Herz habt, sagte Erthal: so soll Euch die Hand nicht fehlen: Ludwig warf sich dem Vater zu Füßen, stammelte seinen Dank für diese Einwilligung, und Bertha saß an der Mosel und schrieb mit unsäglicher Mühe einige Worte an Egbert.

Wie sie zurückkam, kam ihr Ludwig entgegen. Edle, schöne Bertha, sagte er, und ergriff ihre Hand: wenn Ihr so gütig seyd, wie Euer Vater, so bin ich der glücklichste Mann in Deutschland.

Und wie gütig soll ich seyn? fragte Bertha lächelnd.

Gräfinn von Mannsfeld zu werden. O Bertha! Bertha! wie vielen Dank müßte mir Sachsen wissen, wenn ich ihm den Stolz des Rheins zuführte! O theures Fräulein, macht mich mit Eurem Ja zum beneidenswerthesten Manne der Erde.

Und mein Vater? fragte Bertha ruhig.

Hat mir erlaubt, um Euer Herz zu werben.

Bertha schwieg einen Augenblick. Ich will Euch antworten, Herr Graf, aber erst morgen. Ihr sollt mit mir reiten.

Wohin ihr wollt, schöne Bertha.

So laßt mich jetzt, und für heute kein Wort mehr! Bertha ging auf ihr Kloset. Spät Abends nahm sie ihre Harfe, und sang; der Graf lag im Fenster und horchte.

Endlich hab ich ihn gefunden,
Schöne Freudenzähren fließt!
Der von meinem Arm umwunden,
Stolzer als der Kaiser ist.

Treue, schöne, reine Minne,
Du berauschest meine Sinne!
Du erfüllst allein mein Herz,
Liebe, wunder süßer Schmerz!

Wie im Glanz der Morgenröthe
Er zu meinen Füßen sank,
Und um meine Liebe flehte:
Ach, wie war mir da so bang!

Treue, schöne, reine Minne,
Du berauschest meine Sinne,
Du erfüllst allein mein Herz,
Liebe, wunder süßer Schmerz!

Bang war ihm, wie ich ihn herzlich
An den treuen Busen schloß;
Wie mein Auge froh und schmerzlich,
Eine Thränenfluth vergoß!

Treue, schöne, reine Minne,
Ach, berausche seine Sinne;
Fülle ewiglich sein Herz,
Liebe wunder süßer Schmerz!

Fülle ewig Bertha's Herz, Liebe, wunder süßer Schmerz! wiederholte Ludwig, und immer noch horchte er; noch horchte er, da Bertha schon in den schönsten Träumen von Egbert auf ihrem Lager lag. Früh war Bertha auf, noch früher der Graf. Er hielt schon auf dem Hofe bei seinem Pferde. Jetzt kam Bertha die hohen Stufen der Burg herab. Schöner hatte er sie nie gesehen: Ein Hut mit hohen schwankenden Federn bedeckte ihre Stirn; rosenroth war ihr Gewand, und um ihre Hüften flatterte die weiße Feldbinde Egberts. Sie lächelte dem Grafen zu, schwang sich aufs Pferd, und dahin flog sie den Felsen hinab, am Ufer der Mosel hinunter. Jetzt wandte sie sich um einen Felsen, und dann durch Flur, Gebürg und Wald, bis der Rhein den

Lauf hemmte. Sie stand schon am Boden und klopfte des keuchenden Pferdes Hals: da erreichte sie Mannsfeld. Ich habe für Euch gezittert, Fräulein! Sie lächelte, und zeigte auf die Fähre, die vom andern Ufer sich näherte.

Hier disseits des Rheins habe ich Euch gefunden, schönes Fräulein; entscheidet auch hier mein Schicksal! sagte Ludwig. Wenn Ihr mich liebt, sagte Bertha: so wartet und schweigt.

Sie sprang in die Fähre, und dahin flog sie mit den Wellen. Sie stieg aus, schwang sich auf ihr Roß, und nun drang sie wieder durch die Gründe der Weinberge ins Gehölz, und nach zwei Stunden sagte sie: wir sind am Ziel! Ein felsigter Fußpfad führte sie beide zwischen Gesträuch in die Höhe. Am Vorsprungshäuschen ließen sie die Pferde. Sie führte jezt den Grafen in die Höhe, dann öffnete sie eine enge Pforte in der Ringmauer mit einem Schlüssel, ging in die Burg, öffnete die Thüre eines Gemachs, und flog in die Arme eines Jünglings mit dem lauten Geschrei, mein ewig geliebter Egbert! Bertha! rief Egbert, und jezt wurde er des Grafen Mannsfeld gewahr, der erstaunt, und wie eine Bildsäule in der Thüre stand.

Bertha ergriff mit ihrem Zauberlächeln des Grafen Hand: Seht, lieber Graf, das war der Freund, den ich Euch versprach, und von dem ich Euch sagte,

daß Ihr ihn lieber gewinnen würdet, als zehen Bertha's. Es ist Egbert von Montabor, der edelste Ritter, den ich mehr als mein Leben liebe, und von dem mich auch die Martern der Hölle nicht reißen würden, und hier, Egbert! führe ich dir den Grafen Ludwig von Mannsfeld zu, und bitte für ihn um deine Freundschaft.

Egbert schlug seine Arme um den Graf. Ihr müßt ein Edler Mann seyn, Graf Ludwig, daß Bertha Euch ihr Vertrauen schenkte. Seyd mir willkommen; wenn meine Freundschaft von Bedeutung wäre, so würde ich sie diesem edlen Gesicht anbieten.

Der Graf begriff sich. Er dankte Egbert für seine Güte, und nun schlang Bertha den linken Arm um Egbert, die rechte Hand gab sie dem Grafen, und zog ihn an sich. Sie drückte ihre Lippen erst auf Egberts, dann auf Ludwigs Mund, und sagte: Dieser keusche Kuß eines edlen deutschen Mädchens mache Euch zu Freunden und zu Helden. Jetzt leb wohl, Egbert: wir müssen fort. Sehe ich dich morgen? Ich komme: sagte Egbert, und besann sich noch über die räthselhafte Erscheinung.

Finster ging Mannsfeld hinter Bertha her, den engen Pfad hinab, wild flog er hinter ihr drein bis an den Strom. Jenseits am Ufer reichte Bertha

ihm die Hand: lieber Graf, vergebt mir. Mein Vater konnte es wünschen, mich als Euer Weib zu begrüßen. Ich wollte mir an Euch einen Vorsprecher bei meinem Vater geben.

Unbegreifliches Weib; sagte Ludwig, und sank zu ihren Füßen: du ermordest mich, und dennoch muß ich dich anbeten. Laßt uns eilen, Zauberinn; ich darf nicht lange in Eurer gefährlichen Gesellschaft bleiben; sonst möchte michs gereuen, was ich noch nicht versprochen habe.

Mittags waren sie bei Erthal im Saal. Vater, sagte Bertha ernst: ich habe mein Herz und meine Hand verschenkt. Der Vater lächelte. Ich liebe, fuhr Bertha fort, ich liebe Egbert von Montabor. Erthal runzelte die Stirn. Ich sehe an Eurer Stirn, Vater, daß ihr nicht zufrieden seyd, das thut mir weh, weil Egbert der edelste Mann ist.

Der Vater schwieg und betrachtete den Grafen, der sich die Stirn rieb, und Bertha mit heimlichen funkelnden Blicken beschaute. Gebt Eure Einwilligung, Erthal, sagte Ludwig mit zweifelhafter Stimme: wer kann diesen Lippen widerstehen? --- Laß mich, Bertha! sagte der Vater ernst: du hast mich überrascht. Ich hatte mehr auf Bertha's Weisheit gerechnet. Laß mich! Ihr seyd alle Wei-

ber. Er stand auf und ließ den Grafen und Bertha allein.

Der Graf stand da stumm. Auf einmahl sagte er: lebt wohl, Bertha! stand und betrachtete sie aufs neue. Mir ist, als sollte ich in eine Wüste ziehen, wenn ich von Euch gehe; lebt wohl! — Wie denn, Bertha, wenn das Schicksal Euch trennte, dich und den glücklichen Montabor? — Du bist kein gewöhnliches Weib, Bertha! der Mann kann mit dir reden; denn du bist mehr als Weib. Wenn das Schicksal — denkt ganz kalt an den Fall.

Nur nicht der Tod, Graf, sagte Bertha: dann hätte ich auf der Erde nichts mehr zu geben und zu verlieren.

Denkt Euch einen andern Fall.

Gut, sagte Bertha lächelnd: wenn ich nicht Egberts Schicksal theile, so theile ich Eures. Aber ich sage Euch zugleich auch, Graf; Ihr kennt Egbert und Bertha nicht: lebt wohl! Der Graf ging, nahm Abschied von Erthal, und setzte seine Reise nach Trier zu seinem Oheim dem Erzbischof fort.

Bertha! Bertha! sagte am andern Tage der Vater; du hast meine Absichten mit dir zerstört; allein ich hoffe ---

Vater, was Ihr auch sagen wollt, sagt das nicht mir: denn ich bin vollkommen entschlossen ---

Wozu?

Wozu? --- zu heißen, oder zu seyn Bertha von Montabor, und wenn Ihr das hindert, Egberts Bertha, Egberts Geliebte, Vertraute; mit einem andern Namen wird die Welt mich nie nennen. Ihr seyd Herr meiner Hand, aber nicht meines Herzens. Den Namen Montabor könnt Ihr mir verweigern; aber nicht den Namen Egberts Geliebte. Da ist Egbert; er denkt wie ich, Vater. Egbert trat eben in die Thüre.

Egbert, sprach Erthal: der Weg zu meiner Tochter sollte Euch erst zu mir geführt haben. Ihr habt ihr Herz; allein ich schlage Euch ihre Hand ab. Was sagst du, Bertha? --- Nichts, ich schweige; denn ich bin Egberts, und meinst du, Vater, darum weniger Egberts, weil ich nicht nach seinem Namen heiße? Mit nichten! frag ihn selbst, ob er in mir das Weib liebt? ob ich in ihm das Geschlecht liebe? er liebt Bertha, und ich liebe Egbert. Er könnte seine Hand einem andern Mädchen geben, meinst du Vater, er würde mich darum weniger lieben, oder ich ihn weniger? ---

Und wenn ich ihm den Eingang in mein Haus weigerte?

So würde mir der Eingang auf Montabor offen bleiben.

Und wenn ich dich auf dein Zimmer verschlösse?

Was würdet Ihr gewinnen, Vater? Könnt Ihr meine Gedanken verschließen? Der Gedanke an Bertha würde Egberten noch immer der Sporn zu grossen Thaten seyn, und mehr hat er nie gewollt.

Bertha's Wangen glühten, Bertha's Augen funkelten, und du sagst nichts, Egbert? sagte sie, und sah ihn freundlich an.

Wer kann etwas sagen, meine große Bertha, wenn du redest? Er warf sich zu Erthals Füßen. Vater, ich bitte nicht um Bertha; nein, denn sie ist mein! Ich bitte dich, Erthal, versag um dein selbst willen dein Herz deiner edlen Tochter nicht!

Sonderbare Menschen! sagte der Vater: er hob Egbert auf, umarmte Bertha, und sagte gütiger: laßt mich. Ich liebe meine Bertha. Ich wollte ihr mehr geben, als du, Egbert, hattest.

Das kannst du nicht, Erthal, sagte Egbert. Und wenn ich halb Deutschland mein nennte, was gehört denn eigentlich mein davon? nur die Stelle, wo ich mit Bertha bin; nur der enge Raum, den ich und sie einnehmen. Nimm mir alle meine Besitzun-

gen: den Boden, wo ich stehe und Bertha in meinen Armen halte, müssen sie mir gönnen. Nein, Vater, mein Herz ist mein, und mehr als das kannst du Bertha nie geben.

Bertha legte ihre Wange an Egberts Lippe. Und wer kann mirs entreißen? fragte sie mit blitzenden Blicken. Ich nicht, sehe ich! sagte Erthal lachend: aber deine Hand ihm geben, das kann ich. Er legte Bertha's Hand in Egberts, und Egbert sank in Bertha's Arme, und dann zu Erthals Füßen. Beide Männer weinten Thränen des Entzückens; in Bertha's Auge drängte sich keine Thräne. Der Augenblick, rief sie, ist zu groß für Thränen, nur heilig für Thaten. Egbert, Sporken hat seines Bruders Wittwe bevortheilt. Sie weint verlassen auf einer einsamen Burg. Sey des gedrängten Weibes Retter. Sie hat die Hülfe meines Vaters aufgeboten. Mein Vater kann nicht. Geh und schütze die Wittwe, und Bertha sey deine Losung!

Egbert sank in Bertha's, dann in Erthals Arme, und nun verließ er die Burg, und schnell wie der Blitz flog er die Felsen hinab nach Montabor.

Auf allen Thürmen von Montabor leuchteten brennende Pechkränze, auf allen Warten umher tönte der Heerruf Egberts. Montabors Dienstleute brachen die Nacht auf, in der Frühe seine Bundesritter, und an zehn Waffenplätzen versammleten sich

ihre Reisigen. Egbert empfing seine Freunde im langen Rittersaale, trug ihnen mit feurigen Worten Sporkens Ungerechtigkeit gegen seines Bruders Wittwe vor, und forderte ihren Beistand für die edle Frau von Sporken.

Die versammleten Ritter sandten an Sporken einen Herold, und ließen ihm sagen, abzustehen von seinen Verfolgungen der Wittwe seines Bruders, und ihr die geraubten Schlösser und Aecker, Dienstleute und Leibeigene, wieder zu geben, wie seines Bruders letzter Wille besage; sonst würden sie mit Heeresmacht vor seine Burgen rücken, mit Kriegsgeräthe, um seine Burgen zu zerstören, und ihn selbst so lange gefänglich zu halten, bis er den Willen seines Bruders erfüllt habe.

Sporken antwortete trotzig, und die Reisigen zogen sich näher auf die Ebene vor Montabor. An ihre Spitze stellte sich Egbert und die übrigen Ritter, und sie rückten den Heerweg hinauf nach dem Rhein zu, mit der Belagerung des Rheinsteins, der den Weg nach Sporkens fester Burg deckte, anzufangen. Hoch lag die Burg auf Felsen hart am Rhein. Zwei Wege führten hinauf, durch enge Schluften; allein Sporken hatte mit großen Steinen und Baumstämmen die Wege verschütten lassen. Den Rhein hinauf sandte Sporken Lebensmittel, und die Besatzung zog sie mit Stricken in die Höhe.

Der Rhein war gesperrt, denn Sporkens Reutleute hatten die Fähre unter den Felsen gebracht, und bewachten sie dort, und seine Kähne bewachten das fahrbare Ufer. Sporken wußte, daß ein Haufen Reisige von Erthal zu Egbert stoßen sollte.

Wehe that es Egberten, daß er schon seit Wochen keine Nachricht von Bertha hatte. Unruhig stand er oft am Ufer des Rheins, und betrachtete die schnellen Wogen, und den Weg zwischen den Klippen, der zu Bertha führte. So stand er eines Abends, sein Speer an einen Felsen gelehnt, und den Schild, mit Gedanken an Bertha. Die Nacht war still, nur das Geklatsch der Wellen tönte. Auf einmahl sah er bei dem halben Mondlicht einen Kahn sich nähern. Er verbarg sich hinter den Felsen. Hier leg an! rief eine Stimme leise. Der Kahn legte an, und die Stimme sagte leise: du bleibst, bis ich zurückkehre, und ein Mensch sprang ans Ufer. Egbert trat jetzt mit Speer und Schild hinter dem Felsen hervor. Vorwärts beugte er den Speer. Halt! rief er: wer bist du? ergieb dich an Egbert von Montabor! Keinem andern als ihm! antwortete die Stimme. Zwei Arme umfaßten Egbert. Und du kennst deine Bertha nicht? Sie schlug das Visier von ihrem Helm zurück, der Mondstrahl fiel auf ihr Gesicht, und Egbert sank in ihre Arme.

O Bertha! Bertha! rief der erstaunte Egbert. Still! still! Egbert! rief das Mädchen, und legte ihm die Hand auf die Lippen. Verrathe mich nicht! Ich bin ein fremder Krieger, ein alter Bekannter von dir; ich bleibe heute Nacht in deinem Zelt, morgen auch; dann schleich ich im Kahne wieder über den Rhein zurück. Egbert schloß sie schmerzlich und fröhlich an seine Brust, und sie gingen den Weg hin zu den Zelten. Hier führte Egbert sie schweigend und zitternd hinein. Seine Waffenknechte kamen, und wollten ihm, wie gewöhnlich, die Waffen abnehmen. Er winkte sie zurück und erröthete unter dem Helme. Bleibt der Fremde heute Nacht hier? fragte sein Leibknecht. Ja! stammelte der Ritter. Treumund kam nach einigen Minuten wieder und bereitete noch ein Lager im Zelt.

Egbert saß und sah stumm und glühend im Gesicht der Arbeit zu. Dann sagte er Treumunden gute Nacht! und hieß ihn gehen, und nun betrachtete er seine Bertha, voll Unruhe, voll ungewisser Wünsche. Er wünschte, daß sie bleiben möchte, und dann glaubte er, Bertha habe es nicht überlegt, sie werde ihn wieder verlassen. So unruhig? sagte Bertha, und schnallte den Helm vom Haupte, und ihre schwarzen langen Locken fielen auf den blitzenden Harnisch.

Unruhig nicht, liebste Bertha; erstaunt, bestürzt, dich hier zu sehen, und --- er warf einen zweifelhaften Blick auf das Lager. ---

Und eine Nacht mit mir zubringen zu müssen --- nicht wahr, Egbert? Sey ruhig! Ich habe alles gefühlt, alles überlegt; die Freude, dich zu sehen, überwand jede Bedenklichkeit.

Ich muß schon in ein paar Tagen mit meinem Vater nach Trier. Vielleicht bleibe ich dort Monate; ich mußte dir vorher lebe wohl bringen. Ruhig, Egbert! Sie schnallte ihm den Helm ab, sie half ihm den Harnisch ablegen, und nun bat sie ihn, auch ihr aus den Waffen zu helfen. Seine Hand zitterte, wie er ihr die Riemen auf der Brust auflöste, wie er den Harnisch abnahm, und Bertha's Brust ihm leicht von einem Leibrocke bedeckt entgegen wallte. Aber Bertha's ruhiger Blick zauberte auch die Unmöglichkeit wirklich: Egbert wurde ruhig und heiter. So saßen sie die halbe Nacht an einem Tische und redeten. Wenn Egbert sie ansah, wie sie da saß in dem leichten Kleide, die schwarzen Haarlocken tief auf ihre Schultern hinab hangend, den weißen runden Arm auf dem Tische liegend; laut rief er oft: Gott, meine Bertha! — Du mußt schlafen, Egbert! sagte Bertha: auch ich will schlafen. Sie stand auf, sie schlang ihre weichen Arme um ihn, drückte ihn an ihre weiche Brust,

und bedeckte seinen Mund mit Küssen; dann ging sie an ihr Lager, gute Nacht! rief sie: und sie warf sich unter die Decke, nachdem ein Seufzer oder ein Hauch ihrer Lippen das Licht verlöscht hatte. Gott! gute Nacht, Bertha! rief Egbert, und er legte sich nieder, und stützte sein Haupt, und horchte nach ihrem Bette hin. Noch hörte er immer den Athem der Wachenden; immer leiser und langsamer wurde ihr Athem, Bertha schlief.

Da lag Egbert, und betrachtete noch immer Bertha's Schlaf; der Mond war über das Zelt hinüber gegangen; ein Schimmer hing auf der leinenen Thür, und warf eine sanfte Dämmerung in das Zelt. Leise stand Egbert auf, und trat an Bertha's Lager und wollte sie betrachten. Das Haar beschattete ihr Gesicht; leise öffnete er den Vorhang der Thüre, der Mond blitzte hinein, auf Bertha's Gesicht, und Egbert sank auf die Knie, und betrachtete die schlafende Bertha. Einzelne Freudenthränen flossen über seine Wangen, wie er sie betrachtete. So kniete er vor ihr, betrachtete sie, immer ruhiger wurde sein Blick, immer andächtiger, er faltete die Hände, und schlug von Zeit zu Zeit sein Auge gen Himmel, und sein Auge glänzte vor Freude und Thränen.

So saß er an Bertha's Seite, bis der Tag hervorbrach. Bertha erwachte: ein freundlicher Blick,

ein Händedruck, ein leises guten Morgen, Egbert! machten ihn heiter wie den Tag. Er verließ einen Augenblick das Zelt, und er fand Bertha, wie er zurückkam, auf, und schon halb in Waffen Sie bedeckte die Locken mit dem Helm, und sie verschloß das Visier, wie sie Fußtritte am Zelte hörte. Es waren Egberts Freunde. Sie traten in das Zelt, und brachten Egbert die Nachricht, daß Sporken mit einem großen Haufen durch den Wald ziehe.

Egbert bewaffnete sich, und erzählte seinen fragenden Freunden, daß der fremde Ritter sein Freund sey, und unerkannt bleiben wolle. Egbert gürtete sein Schwerdt um die Hüfte, die Reisigen waren versammelt. Du bleibst hier, Edelbert, bis ich zurück komme? sagte er zu Bertha, und Bertha bejahete.

Jetzt ging er mit den Rittern, und sie zogen Sporken am Walde entgegen. Ungestüm brach Sporken aus dem Walde hervor, die Höhen hinunter: wüthend war der Anfall, und immer brachen neue Schaaren hervor auf Egberts Haufen ein. Egbert zog sich links auf die Höhen; das hatte Sporken erwartet. Zwischen den Weinbergen hervor drang laut aufjauchzend ein neuer Haufen frischer Männer. Sie griffen Egberts Reisigen in der Seite an. Egbert war überall, und überall mit ihm der Tod, und doch wichen endlich die Seinen zurück. Mu=

thiger drängte Sporken nach, und schneller eilten die Weichenden rückwärts. Egberts Stimme donnerte sie vorwärts, Sporkens Lanze trieb sie zurück. Die Flucht wurde schneller, sie flohen den Zelten zu. Bertha eilte aus den Zelten den Fliehenden entgegen. Halt! rief Bertha: halt! donnerte Egbert, wie er Bertha erblickte. Bertha eilte in das Getümmel auf eine Anhöhe, hier warf sie den Helm vom Haupte, und die langen Locken rollten über den Harnisch herab. Egbert! rief Bertha: Bertha und Sieg ist deine Losung! Da erkannten alle Bertha. Bertha! riefen alle, und Egbert führte sie gegen den Feind. Die Verzweiflung ging vor ihnen hin. Hinein mit dem Geschrei Bertha in die Reihen der Feinde. Der Sieg war Sporken entrissen. Eine schimpfliche Flucht rettete ihn in die dicken Wälder.

Jauchzend kehrten die Sieger heim. Bertha stand mit verbreiteten Armen noch auf dem Hügel: sie flog Egbert entgegen in seine Arme, und schloß ihn an ihre Brust. Das Heer jauchzte, und von den Felsen hallten die Namen Bertha und Egbert wieder.

Die Ritter begleiteten Bertha in Egberts Zelt, und scherzten über Edelbert, den fremden Ritter. Egberts Wangen flammten, nur Bertha war ruhig. Und zittertet Ihr, Fräulein, fragte ein Ritter Bertha: wie Ihr Egbert von den Lanzen der Feinde umgeben

saht? --- Ich zitterte, wie Egbert zurückwich, für seinen Ruhm. Welch ein Weib! zischelten die Ritter Egberten ins Ohr, und Egbert sank zu Bertha's Füßen.

Nun blieb Egbert mit Bertha allein, in dem zärtlichsten Gespräche und Gekose der Liebe. Am Abend stand sie auf, Egbert begleitete sie. Er stieg mit ihr in den Nachen, und ruderte sie ans andere Ufer; hier nahm er sie noch einmahl in seine Arme. Liebste Bertha, so leb wohl! wann seh ich dich wieder? Wenn Sporken besiegt ist, so kommtst du nach Trier und holst mich dort ab; dann, Egbert, geh ich als dein Weib mit dir nach Montabor. Egbert lag in ihren Armen, sein Auge war naß, und auch Bertha's Auge benetzte sich sanft. --- Leb wohl, Bertha! Leb wohl, Egbert! Sie wand sich aus seinen Armen. Den ersten Kuß giebt dir die Lippe deines Weibes in Trier.

Bertha verschwand zwischen den Felsen, und Egbert stieg traurig in den Nachen; er setzte sich, ergriff das Ruder, Thränen fielen aus seinen Augen, und läßig hing das Ruder in seiner Hand. Unbemerkt zog ihn der Strom mit sich. Eine dunkle Wolke verschleierte den Mond, und die schnelle Dunkelheit weckte ihn aus seiner Betäubung. Er ergriff jetzt das Ruder und arbeitete den Strom hinauf.

Am Ufer hörte er Stimmen, er wagte nicht anzulegen, er blickte aus der Mitte des Stroms an beide Seiten, ob er nicht das bekannte Ufer entdecken könnte, und er war schon vorüber, und ruderte noch immer hinauf.

Immer finsterer wurde der Abend: Egbert gab die Hoffnung auf, den Landungsplatz zu finden. Er fuhr nahe ans Ufer, ergriff einen Baumstamm, schwang sich hinan, Fischreuser, die hier am Ufer hingen, versicherten ihn, daß hier das Ufer wegsam sey. Hier ruhete er eine Stunde im Schutze des gebüschreichen Felsen, auf Moos und Blättern, erwartete ruhig den Tag, und träumte von Bertha. Mit dem ersten Lichtstrahl stieg er durch Schlüfte und Höhen die Felsen hinan. Er erkannte noch nicht die Gegend. Auf den Höhen ging er hin und folgte ihrem Schlangengange. Endlich traf er einen Fußpfad; er folgte ihm durch Höhen und Gründe. Zuletzt verlohr sich der Pfad im Forste, und Egbert irrte aufs neue im Dickigt umher. Er drang unermüdet bis auf die Spitze der Höhe, wo der Wald endigte. Vor sich sah er ein reizendes Thal: Er stieg hinab, und nun wandte er sich links und ging den Bach hinauf, der durch die Mitte des Thals ihm entgegen floß; ein weiches Gras bedeckte den Boden; eine liebliche Kühle erfüllte das Thal;

duftende Gesträuche beschatteten den Bach; hier stand eine Laube, dort eine, von Menschenhänden gebaut, an denen sich Weinlaub, Jesmin hinauf schlängelten, in Geißblatt verwebt, und von Rosen umspielt.

Langsam ging Egbert an den lieblichen Gebüschen weg, hier stand er und brach eine Rose; dort ruhte er ein paar Minuten auf einer Grashöhe, und trank den Duft der Blüten. Seine Brust öffnete sich, sein Auge war heiter, er begleitete das Summen des Bachs mit seiner Stimme. Er bog mit dem Bach um die Ecke eines Gebüsches, und sah zehn Schritte von sich ein Mädchen auf einem Rasen sitzen, und Blumen winden. Ein Lamm lag zu ihren Füßen. Blonde helle Locken umrollten des Mädchens Stirne, ein weißes Gewand schmiegte sich an den zarten Leib. Sie spielte mit den Blumen, mit dem Lamme, und sah Egbert nicht. Näher kam Egbert, und immer lieblicher wurde des Mädchens Schönheit; dunkelblaue, sanfte, schmachtende Augen strahlten unter dem schönsten Bogen, eine sanfte blasse Röthe hing leicht angehaucht auf der feinen Wange, die Lippen waren fein und roth, wie die erste Morgenröthe. Unschuld und Vergessenheit schwammen auf der ganzen Gestalt.

Auf einmahl wandte das Mädchen die Augen auf Egbert, und ihre erste Bewegung war aufzu-

springen. Sie raffte die Blumen zusammen, und Egbert stand schon vor ihr. Ihre Wangen umzogen sich mit einer schönen Röthe, wie Egbert vor ihr stehen blieb, und sie fragte: sagt mir doch, Fräulein, wo ich bin? --- Im Rosenthal, antwortete das Mädchen, mit einer furchtsamen, aber reizenden Stimme. Worin Ihr die schönste Rose seyd! sagte Egbert lächelnd. Sie schlug einen schnellen und halben Blick auf Egbert, und dann bedeckte sie ihr Auge, stand auf, und alle Blumen entsanken ihrem Schooße. Egbert bückte sich, um ihr die Blumen aufzuheben, und das Mädchen zitterte, und stammlete etwas, das Egbert nicht verstand.

Und liegt hier in der Nähe keine Burg, die einen ermüdeten Wanderer gastfrei aufnimmt? Das Mädchen hob den Arm, und zeigte den Berg hinauf; Egbert folgte mit seinen Augen dem Finger, und sah hohe Mauren über den Bäumen hervorblitzen. Die Sporkenburg! rief er erstaunt. Und Ihr seyd Fräulein Agnes von Sporken? Agnes sagte leise, ja! und machte eine Bewegung nach der Burg zu, und ihr Auge bat Egbert, mit ihr zu gehen.

Und Ihr, Fräulein, geht so unbewahrt hier umher? wenn Euer ungerechter Oheim ---

Agnes seufzete. Ach! sagte sie: ich bin so gern hier, hier unter meinen Blumen. Auch bin ich hier sicher; denn vorne nach dem Heerwege zu steht die Arzbacher Warte, und dorthin nach dem Bade ein Vorsprung.

Und wenn feindliche Knechte daher kämen, woher ich komme; dort, wahrscheinlich, den Weg über Eileborn; wie denn, Fräulein Agnes?

Mich schützt der edle Egbert von Montabor! antwortete Agnes.

Und auf ihn verlaßt Ihr Euch so ganz?

Ganz! sie legte die Hand auf ihr Herz, und eine Thräne trat in ihr Auge. Wir beten für ihn, ich und meine Mutter, alle Morgen und alle Abende, und empfehlen ihn dem Schutz der gebenedeyten Jungfrau. Kennt Ihr ihn?

Ich kenne ihn: ich bin sein Waffenbruder!

Agnes stand still und betrachtete Egbert: sein Waffenbruder? Sie hing lächelnd auf seinem Gesicht. Nicht wahr, Ritter? Egbert ist ein sehr edler Mann? nicht wahr? sein Auge ist blau? seht, so blau; so denk ich mirs immer. Sie hielt ihm ein Vergißmeinnicht hin. Nicht wahr? Ach ich kann mir ihn recht lebhaft vorstellen. Wenn ich Abends hier im Thale bin, so denk ich immer, er käme dort über die runden Hügel herab, und er sagte mir dann: Agnes, ich will dich schützen. Thrä-

nen stiegen ihr bei diesen Worten in die Augen; sie fing eine Thräne nach der andern mit dem Finger auf. Wenn ihn nur die gute, heilige Mutter Gottes schützet! Ach lieber, lieber wollte ich die Burgen alle missen. Mein Oheim würde mir ja dies Thal lassen, und wenn auch nicht. Ich wollte lieber in einem Kloster leben und sterben, ehe Egbert verwundet seyn sollte. Denkt Euch, Ritter, er kennt uns nicht, mich nicht, meine Mutter nicht, und setzt sein Leben an unsre Wohlfahrt. — Ich habe ihn wohl einmahl gesehen, wie ich noch klein war, wie das Lamm da; aber leider kann ich mich seiner doch nicht mehr erinnern, so viel Mühe ich mir auch gebe. Wie sieht er denn aus?

Egbert lächelte, und sagte: vielleicht seht Ihr ihn bald, Fräulein.

Ist das wahr? bald? bald?

Gewiß bald.

So sey Gott gelobt! bald soll ich ihn sehen! o wie glücklich werde ich dann seyn!

So gingen sie den Weg nach der Burg hin, unter immerwährenden Gesprächen von Egbert. Unterweges zeigte Agnes ihm die jungen Stämme, in deren Rinde sie Egberts Namen gegraben hatte.

Und da ihr so besorgt um Egbert seyd, Fräulein, sagte Egbert, bringt das nicht den Wunsch bei Euch hervor, ihn zu sehen? wie leicht seyd Ihr in einen Mann verhüllt! Ihr fliegt zum Heere, seht ihn, und kehrt zurück! --- Ich, ein Mädchen? Sie wurde blutroth. Ach! so gern ich ihn sehen möchte --- nein, das geht nicht. Mein Zittern würde mich verrathen, mein Herzklopfen. Ihr sagt ja, ich würde ihn bald sehen. Ach, wenn er nur auch mit mir redete, und nicht allein mit meiner Mutter.

Warum sollte er nicht?

Ich fürchte es. Was kann ich ihm sagen? daß ich ihn liebe, daß ich für ihn bete? Ich glaube, ich würde es vor Schaamröthe nicht können, und von meinen Blumen, von meinem Lamme? Er würde über mich lachen. Was gehen dem Helden meine Blumen an? Ich glaube, ich würde ihn betrachten und schweigen.

Das würde Egberten wehe thun! Wer kann Euch sehen, Fräulein, und Euch nicht gerne reden hören! Diese Eure Unschuld würde Egberten Thränen erpressen, wie mir jetzt. Er drückte dem holden Mädchen die Hand. Sie lächelte, erröthete, und lockte ihr Lämmchen zu sich. So gingen sie bis an den Vorsprung. Das Fallgatter zog sich in die

Höhe, und furchtsam, die Blicke in die Höhe an die eisernen Spitzen gerichtet, eilte Agnes durch, sah sich dann nach ihrem Begleiter um, ob er auch glücklich durchkäme. Ihr seyd furchtsam, Fräulein, lächelte Egbert. Ach warum muß man auch jede Burg so fest verwahren? mich schauert immer, wenn ich unter den eisernen Keulen durch muß, oder über eine Zugbrücke. Das rasselt, und so oft ichs höre, fürchte ich mich. Ich bin am liebsten unten in dem offenen Thale; da ist man mehr auf der Erde, und wenn ich unten wohnte, ich meine, ich würde noch einmahl so fröhlich seyn, als hier oben, wo der Wanderer eher ermüdet, ehe er unsre Burg erreicht. Ich weiß nicht, wenn ich meinen Oheim sähe, ich würde ihm sagen, laß mir die einzige Burg nur; nach meinem Tode sollst du alles haben, und dann ließ ich das Fallgatter wegreißen, und wohnte unten in meinem Laubehause. Mir würde viel wohler dabei seyn, als zwischen den kalten Mauren.

Jetzt waren sie an der Burg, und sie gingen den engen Pfad am Abhange des Berges halb um die Burg in den Eingang. Agnes öffnete die Thüre des Gemachs, und Egbert trat hinein, und fand die Frau von Sporken bei der Spindel. Die Matrone stand auf und kam Egberten entgegen. Sie betrachtete ihn einen Augenblick, dann warf sie sich ihm zu Füßen: edler, edler Ritter von Monta-

vor, Gott hat mein Gebet erhöret, und bringt Euch zu mir. O nehmt den Dank von den Lippen einer hülflosen Wittwe, und einer noch hülfloseren Waise an!

Egbert hob sie auf. Ihr kennt mich, edle Frau? — An Eurem Schildzeichen erkannte ich, daß Ihr Egbert von Montabor waret.

Egbert? rief Agnes erröthend: Egbert? O Egbert! Sie eilte auf ihn zu, und ehe er es hindern konnte, drückte sie seine Hand an ihre Lippen. Fräulein! rief Egbert bestürzt: und schloß das danktrunkene Mädchen an seine Brust. Sie lag an seinem Busen, und eine Thräne nach der andern rollte auf seinen Harnisch. Welch eine liebenswürdige Tochter habt Ihr, edle Frau! sagte Egbert zu Agnes Mutter, die da stand und sich an dem Anblicke ihrer Tochter in den Armen ihres Beschützers weidete. Ein Mädchen, antwortete die Mutter, und legte ihre Hand auf Agnes Stirn; werth ihres edlen Beschützers! --- so unschuldig, wie Ihr edel; so sanft, wie Ihr groß; so demüthig, wie Ihr stolz. Agnes lächelte ihm zu. Und er ist so gut, Mutter! rief Agnes. Ihr wißt, wie ich gewünscht und gezittert habe, den großen Egbert zu sehen; wie oft ich Euch voll Freude erzählte: heute habe ich Egbert von Montabor im Traume gesehen, und er war freundlich mit Agnes.

Aber wer könnte unfreundlich mit Euch seyn, holdes Mädchen?

Ihr wohl nicht, Egbert; denn ihr wißt nun, wie sehr wir Euch lieben.

Und habt Ihr Hoffnung, großmüthiger Mann, meiner Agnes Besitzungen wieder zu erhalten?

Wohl hab ich, und jetzt mehr als je! Gott kann die fromme Unschuld nicht verlassen. Er erzählte der Matrone den gestrigen Sieg. Noch zwei solcher Siege, sagte Egbert; und Sporken muß wollen.

Agnes schauerte bei der Erzählung. Ach, Mutter, ich wollte, ich wäre — ich wäre — ja, lieber todt, als daß ich Schuld seyn muß an Blut und Krieg. Mir ist noch nie so bange gewesen. O, Ritter, ich bitte Euch, schont Euer Leben; eilt nicht so vor, wie ihr zu thun pflegt. Ich würde sehr, sehr unglücklich werden, wenn Ihr bliebt.

Die Mutter lächelte: Du würdest tapfere Ritter ziehen, Agnes.

Aber warum muß er denn tapfer seyn? warum denn sein Leben wagen?

Seine Rittorehre — Du bist ein Kind, Agnes. Meinst du, ein Mann könnte das Gespött der andern Männer ertragen?

Er könnte hier bleiben, bei mir; ich wollte seiner nicht spotten; tausendmahl lieber wollt ich ihn darum haben. O, wagt Euch nicht so sehr, Egbert!

Ich wage mich ja für Euch, Agnes.

Eben darum: und wenn die Besitzungen des ganzen Gaus mein würden, was könnte mir es helfen? Könnt ich Euch damit erwecken? Ach, wenn der Oheim uns diese Burg und das Thal läßt, so gebt ihm das übrige. Das sagte sie mit einer Wehmuth in Stimme, Blick und Stellung, daß Egbert mit dem allerfreundlichsten Blicke auf sie eintrat, ihr die Hand reichte und sagte: und wenn mein Leben für mich noch keinen Werth hätte: Eure Theilnahme an mir, Agnes, würde mich es schätzen lehren. Ich verspreche Euch, ich will mich schonen.

Das thut, das thut, lieber Ritter, und achtet nicht auf eitle Ehre, und kommt hieher, Liebe und Demuth sollen Euch allemahl empfangen.

Egbert war gerührt von dieser himmlischen, weichen Unschuld des Mädchens. Die Mutter verließ das Gemach, um das Mittagsessen zu bereiten, und Egbert saß neben Agnes und ließ sich erzählen von ihren Spielen, von ihrem Lamme, von ihren Blumen, von ihren Tauben, und er sah starr und aufmerksam auf die schönen Lippen des Mädchens, und verschlang die Worte, wie Worte des Heils.

Oben bin ich am liebsten, fuhr sie fort: ach das muß ich Euch zeigen. Sie führte den Ritter eine Wendeltreppe in dem Thurm hinauf, und in ihr kleines Kloset. Vor dem Fenster umher schlangen sich Immergrün, durch Weinranken, deren Wurzeln vor den Fenstern in großen Gefäßen voll Erde hafteten. Ein paar Tauben flatterten Agnes entgegen, und bewillkommten sie mit Flügelschlägen und Küssen. Nur einzelne Sonnenstrahlen stahlen sich durch die Weinranken in das Kloset, Blumen standen auf allen Tischen, und in dem Winkel des Zimmers eine Harfe.

Seht, sagte sie, und sah ihn freundlich an: hier bin ich am liebsten, und sie streichelte die Taube auf ihrer Hand, und drückte sie kosend an ihren Busen. Da hab ich doch alles grün, und die Aussicht in mein liebes Thal. Sie öffnete das Fenster, und sah hinaus. Da sitz ich nun, wenn ich nicht hinaus kann, und arbeite. Möchtet Ihr nicht hier wohnen Ritter Egbert? — ich meine, sagte sie erröthend: wenn Ihr Herr der Burg wäret.

O gewiß! wer möchte nicht bei Agnes wohnen? Agnes wurde blutroth, und spielte, noch immer mehr erröthend, mit der Taube.

Und hier lebt Ihr, Fräulein, und arbeitet, wie ich an der Spindel sehe, und spielt und singt? nichs

wahr? Nun nehmt die Harfe, und singt mir Eure Lieblingsweise. Sie nahm die Harfe, spielte, sang und sah vor sich auf den Boden.

Stille Thränen liebt mein Herz,
Blasse, naßgeweinte Wangen;
Sehnungs=Blicke, die voll Schmerz,
Gern am Abend=Himmel hangen;
Philomelens Trauerschlag
Seufzet meine Seele nach.

Nur ein Schattenvolles Thal,
Liebt mein Herz, und Felsengänge,
Nur des Mondes leichten Strahl,
Und des Baches Nachtgesänge;
Sagt mir, sagt mir, wenn ihrs wißt,
Sagt mir doch, warum das ist?

Warum sind die Einsamkeit,
Und des Mondes Schreckgebilde,
Und des Waldes Dunkelheit,
Und verborgne Thalgefilde,
Lieber mir, als Sang und Tanz,
Als des Prunksaals Kerzenglanz?

Sagt, mir ist doch nichts geraubt?
Warum fließt denn meine Thräne?
Warum stütze ich mein Haupt?
Sagt, wornach ich mich doch sehne?
Warum schlägt so hoch mein Herz?
Wie heißt dieser süße Schmerz?

Und das ist Euer Lieblingsgesang, Fräulein?

Mein Lieblingsgesang. Ein Harfner hat ihn mich gelehrt: ich singe und spiele ihn gerne, weil mirs so geht, wie das Lied sagt. Das stille Thal, der Bach, das Gebüsch, die heimlichen Lauben; ach, ich darf nur nicht oft am Abend gehen. Immer müssen mich Reisige begleiten, und — dann ists gleich aus mit meiner Freude, wenn ich immer hinter mir jemand habe. Allein, ganz allein möcht ich seyn.

Und wißt Ihr, Agnes, wie dieser süße Schmerz heißt? Wißt Ihr die Antwort auf das Lied?

Hat das Lied eine Antwort?

Hat der Harfner sie Euch nicht gelehrt?

Nein! O lehrt Ihr sie mich, lieber Ritter; ich möchte gerne etwas von Euch lernen! sagte Agnes und sah ihn mit ihren großen dunkelblauen Augen unschuldig und freundlich an.

Gebe Gott, daß ein edler Mann dich einmahl die Antwort auf dieses Lied lehrt. Du bist es werth, holdes Mädchen.

Lehrt Ihr sie mich, Ritter: Ihr seyd ein edler Mann. Egbert lächelte und drückte ihre Hand, die sie ihm entgegen streckte.

Jetzt rief die Mutter, und Egbert ging mit Agnes hinab in das Eßzimmer, und Egbert gestand der Mutter beim Abschiede mit Entzücken: eine solche

reine Engelunschuld habe ich noch nie gesehen! Agnes ließ sich nicht abhalten, Egberten, wie er ging, zu begleiten. Sie stieg mit ihm den Burgberg hinab, nun führte sie ihn am Gehölze und am Bache weg, der mitten durch das Thal rieselt, bis an die Mühle. Sie hielt sich fest an Egberts Arm, wie sie über den Steig des Bachs ging. Ueber die Wiese hüpfte sie mit ihm bis an die Arzbacher Warte. Weiter darf ich Euch nicht begleiten! sagte sie betrübt. So weit geht meiner Mutter Bann, wie sie es nennt. Unser Burgbann geht bis an den Heerweg.

Leb wohl, holdes Mädchen! sagte Egbert mit Innigkeit, und drückte ihr die Hand. Mit dem Händedrucke stürzten Agnes Thränen. Lebt wohl, lieber Ritter! schluchzte sie, hielt seine Hand in ihren beiden Händen, und sah ihn bestürzt an. Nicht wahr, Ritter, Ihr fechtet für mich? — Ja, holde Agnes! — Und dann trägt der Ritter ein Feldzeichen von dem, für den er ficht? Lieber Ritter, ich wollte Euch meine Schärpe geben. Meine Mutter lachte, wie ich es ihr sagte, und sprach, du bist ein Kind, Agnes! Es ging mir nahe. Nehmt diese Rose, Egbert, und wenn Ihr sie anseht, so denkt an Agnes, und schont Euch. Wollt Ihr sie nehmen? Egbert nahm die Rose und befestigte sie auf seinem Helm. Diese

Rose sey mein Feldzeichen und das Zeichen meines Sieges für dich! Nun leb wohl!

Ich habe nie Umgang gehabt mit Rittern, lieber Egbert. Ihr spottet doch meiner nicht? --- Holde, theure Agnes! deiner spotten? Deine Unschuld, liebes Fräulein, hat mich auf ewig dir erworben. Leb wohl, Agnes. Er drückte seine Lippen auf ihren Mund. Agnes erröthete, sie wand sich sanft aus seinen Armen. Lebt wohl, Ritter! Gott und die hochheilige Jungfrau sey mit Euch.

Sie ging zurück, und mit dem fünften Schritte sah sie zurück, lächelte, blieb stehen, sah ihm nach, bis er aus ihren Augen hinter Gebüschen verschwand. Welch ein Herz! welch eine Unschuld! rief Egbert, und lächelte zufrieden über sein Irregehen. Nach ein paar Stunden kam er bei den Zelten zur großen Freude seiner Gefährten an. Er schlich in sein Zelt, und immer stand die unschuldige Agnes mit einer Taube an ihrer Brust vor ihm. Was würde Bertha zu dieser reinen unschuldigen Seele sagen, wenn ich sie dahin führte?

Neues Leben war jetzt in Egberts Unternehmung gekommen, er kannte das Mädchen, für dessen Wohlfahrt er kämpfte. Jedesmahl, wenn er den Helm aufsetzte, betrachtete er die Rose, und gelobte, unermüdet zu seyn im Kampfe für die Unschuld. Die Burg wurde erobert, und Egbert zog nun den Rhein

hinab, den stolzen Sporken durch neue Siege zu zwingen, gerecht zu seyn. Sporkens Schaaren wurden zerstreut, die Burgen, die Agnes gehörten, erobert, und näher rückte nun Egberts Heer der festesten Burg Sporkens.

Sporken fühlte seinen Raub dahin sinken, vor der Gewalt eines Einzigen. Er fühlte, Egbert würde ihn verfolgen ohne Rast, bis er ganz im Staube sey. Er hörte durch seine Kundschafter, daß Egbert morgen seines Bruders Wittwe und Agnes holen wolle, um auf den eroberten Burgen gehuldigt zu werden. Jetzt galts. In den Hohlweg nach Arzbach sandte Sporken Knechte, Egberten zu überfallen, und Mutter und Tochter zu rauben, oder doch nur Egbert zu fällen.

Egbert flog den andern Morgen in der Frühe nach der Sporkenburg. Wie er im Thale daher flog, unter der Burg weg, so hörte er Agnes Stimme vom Thurme seinen Namen rufen. Am Vorsprunge stieg er ab, gab den Knechten seinen Hengst, und schnell eilte er den Fußpfad den Felsen hinan. Auf der Hälfte schon stürzte ihm Agnes entgegen, und mit dem fröhlichen Geschrei des Entzückens in seine Arme. So seyd Ihr wieder hier? so habt Ihr Eure arme Agnes nicht vergessen? Ach, lieber, lieber Ritter, ich habe jede Stunde an Euch gedacht: jede

Nacht

Nacht von Euch geträumt! O willkommen hier! lieber Montabor! So schwatzte Agnes in Egberts Armen, Thränen stürzten aus den fröhlichen Augen, ihre Hände zitterten um seinen Schultern. Halb waren die blonden Locken erst geringelt, die andere Hälfte flatterte noch in geknüpften Zöpfen auf der nackten Schulter, die noch nicht der jungfräuliche Schleier bedeckte. Sie stand eben, wie Egbert vorüber ritt, am Spiegel, und dachte an Egbert: sie hörte den Tritt des Rosses, flog ans Fenster; ihre Ahnung war erfüllt: Egbert! rief sie: und ohne zu wissen, was sie that, flog sie die Treppe hinab und dem Ritter entgegen.

So unter Liebkosungen, unter Jauchzen, unter Freude und Lachen, ihn nahe betrachtend, führte sie ihn in die Burg, und in das Gemach ihrer Mutter. Die Matrone erröthete, wie sie Agnes erblickte. Sie winkte dem Freudetrunkenen Mädchen mit den Augen; vergebens. Endlich führte sie das Mädchen vor den Spiegel: Agnes warf einen Blick auf ihr Bild. Sie erschrak, sie erröthete, sie flog mit einem lauten Geschrei zum Gemach hinaus und auf ihr Kloset. Sie kleidete sich jetzt fertig an, und bedeckte jetzt siebenfach Busen und Schultern, und erröthete dennoch und zitterte, wie sie wieder zu Egbert in ihrer Mutter Gemach trat. Sie blieb wie

eine Verbrecherin weit von Egbert an der Thüre stehen, antwortete mit niedergeschlagenen Augen und erröthete aufs neue, wenn Egbert einen Blick auf sie warf.

Egbert erzählte nun auch Agnes, daß sie mit ihm und ihrer Mutter reisen müsse, und Agnes schlug fröhlich in die Hände, daß sie mit Egberten sollte. Gleich nach Tisch gingen sie den Berg hinab, Mutter und Tochter stiegen in eine Sänfte, Egbert schwang sich auf, und Reisige folgten der Sänfte. Egbert ritt neben der Sänfte her, und bei jedem Satze, den sein Hengst machte, rief Agnes voll Schrecken zur Sänfte hinaus.

Jetzt waren sie über der Arzbacher Warte hinaus, und der Weg krümmte sich an den Bergen in die Höhe in die Höhlung hinein. Egbert sprengte voraus, und langsamer folgte die Sänfte, und dicht hinter ihr die Reisigen. Aus einem Seitenwege, der sich gleich hinter Hügeln wegkrümmte, stürzte auf einmahl eine Schaar Bewapneter hervor, und stiessen das vordere Pferd an der Sänfte nieder. Die Sänfte wurde aufgerissen, Agnes und die Mutter heraus gehoben; ein lautes Geschrei traf Egberts Ohr. Er sprengte zurück. Die umgeschlagene Sänfte hinderte ihn zu Pferde vorzukommen. Er sprang vom Pferde, und drängte in den Seitenweg vor. Ein Räuber stürzte von seinem ersten Hiebe; er

war eben beschäftigt, die Mutter auf sein Pferd zu ziehen. Ein zweiter Hieb befreite Agnes, der man schon ein Tuch um den Mund gewunden hatte. Die Räuber wichen zurück, und Egbert drängte ihnen nach. Bei der Sänfte weg drängten sich auch nun die Reisigen in den Seitenweg, Egberten zu Hülfe. Agnes rief unaufhörlich: helft ihm! rettet Egberten! Schon wichen die Räuber. Jetzt aber traf ein Bolzen Egberts linke Schulter. Er merkte es kaum. Seine Hiebe verdoppelten sich; die Räuber flohen, und er kehrte nun zu den Weibern zurück.

Der Sieg ist unser! sprach er, und schlug das Visier auf, und Agnes lag ihrer Mutter bleich, und beinahe leblos im Arme. Da sie Egberts Stimme hörte, kehrte die Rosenfarbe auf ihre Wange zurück. Gott sey gelobt! er lebt! schrie sie ungestüm. Er lebt! er lebt! Beschäftigt waren die Reisigen, um das verwundete Pferd aus der Sänfte wegzuschaffen, und ein neues einzuspannen Agnes rief noch immer: Gott sey gelobt! er lebt! und betrachtete heftig zitternd Egberten. Egbert trieb die Reisigen. Auf einmahl schrie Agnes: Gott im Himmel! er blutet! Egbert wollte lächeln, wurde bleich, immer bleicher. Agnes rief mit wildem schrecklichem Blick: er stirbt! und sank sinnlos,

eben wie sie die Arme ausstreckte, um ihn aufzufangen, an ihm hin. Egbert hielt sich an einem Reisigen; die Armschienen wurden ihm abgenommen, und Ströme von Blut quollen aus der Schulter hervor.

Der Mutter Geschrei, Agnes Ohnmacht, Egberts Wunde; alles lief durch einander. Ein Knecht verband Egberts Wunde. Man legte ihn in die Sänfte, neben ihm lag Agnes, die Mutter saß gegen über, bald rieb sie Agnes die kalte Stirn, bald hielt sie Egberten. Sie kamen zurück zur Burg. Agnes erhielt die Besinnung wieder, da man sie aus der Sänfte heben wollte; sie schlug das Auge auf Egbert, der ohne Farbe noch da lag; sie hob die Hand, als ob sie ihm helfen wollte, und sank aufs neue zurück. Ein Reisiger trug sie hinauf den Weg nach der Burg: Egberten legten sie auf eine Bahre, und so wurde er hinauf getragen. Der Hausmönch verband ihn, die Farbe kehrte wieder, und mit ihr Leben und ruhiger Muth. Nicht so bei Agnes. Sie kam zu sich, sie sah leise umher. Wo bin ich? fragte sie die Zofe. Wo ist Egbert?

Ruhig, Fräulein! Ihr bedürft der Ruhe mehr als Egbert! Lebt er noch? fragte sie ungestümer. Er lebt! war die Antwort. Agnes sah der Zofe kopfschüttelnd ins Gesicht: Mädchen, sprich!

er ist todt? ihr Blick wurde tödlich kalt, wie sie das fragte. — Sehr blaß war er, wie sie ihn brachten; aber leben kann er noch. Er liegt im Pilgergemach. Agnes schlug die Hände zusammen, und warf einen Blick gen Himmel. Auf einmahl war sie vom Lager, zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter. Sie flog in Egberts Zimmer, und Egbert lächelte ihr munter von seinem Lager entgegen.

Agnes sah ihn an, stand mitten im Zimmer still, faltete die Hände, sank nieder auf die Knie und rief: liebe Mutter Gottes, erhalte ihn beim Leben! ich will um nichts wieder bitten, so lange ich bin! Jetzt stürzten Mutter und Zofe ins Zimmer. Agnes, rief die Mutter: Kind, welche Angst machst du mir! --- Welche Angst? er lebt ja! er ist ja nicht mehr so blaß! --- Allein du? du Agnes! sieh, so leicht gekleidet, baarfuß; es kann dein Tod seyn!

Jetzt sah Egbert erst, wie Agnes gekleidet war. Agnes hörte kaum: sie sah blos nach Egbert hin, sie hatte nur Augen für ihn, nur Bewegung für ihn, und ihre Mutter konnte sie nur durch das Versprechen zum Weggehen bewegen, durch das Versprechen, sie sollte Egberts Krankenwärterinn werden.

Sie ließ sich wegführen, und Egbert hörte mit einer innern Bewegung der Freude, daß Agnes seine Krankenwärterinn werden sollte. Und es dauerte auch nicht Minuten, so war Agnes wieder an seinem Lager. Die Mutter verbot ihr mit Egbert zu reden. Er muß Ruhe haben! Agnes setzte sich zu seinen Füßen auf einen Stuhl. Ihr freundlicher, wehmüthiger, erquickender, redender Blick, hing immerwährend auf seinem Gesicht. Sie redete nicht; sie sah ihn nur an, und Egbert konnte es nicht unterlassen, diesem seelenvollen Blicke zu antworten: Mir ist wohl, Agnes! Ihr Gesicht wurde wie verklärt, wie er das flüsterte, und Thränen flammten aus ihren Augen über die Wangen herab. Sie machte keine Bewegung sie abzutrocknen. Es war, als ob sie nicht merkte, daß sie weinte, oder als ob die kleinste Bewegung seine Ruhe stören würde. Die kleinste schmerzliche Miene, die Egberten entfuhr, machte Agnes bleich wie die Wand, und doch lächelte sie, als ob sie ihm Muth geben wollte; dies Lächeln aber rang sich gewaltsam mitten aus dem Schmerze hervor, das auf ihrem Gesichte lag. Ging die Thüre auf, so gebot eine finstere Miene und eine aufgehobene Hand Stille. Sobald der Mönch zum Verbinden kam so wurde ihr Angesicht bleich, sie zitterte, und athmete kaum.

Egbert lächelte mitten unter dem Schmerze des Verbandes, und sagte dann gewöhnlich ein Paar Worte zu Agnes, welche sie trösten sollten. Aber wer spricht die Freude aus, da nach ein Paar Tagen der Mönch Egberten und Agnes die Erlaubniß gab zum Reden, die Agnes entzückte. Ein unaufhörliches Fragen, wie ist Euch, Egbert? wo schmerzt es Euch? wollt Ihr etwas? das leichteste Augendrehen entging dem sorgsamen Mädchen nicht. Was wollt Ihr haben, Ritter? Nach und nach besänftigte sich die Unruhe ihres Busens; sie spielte ihm vor, sie sang ihm ihre schönsten Lieder; dann erzählte Egbert wieder bald Geschichten von ungetreuen Rittern, von unglücklichen Liebenden, und Agnes saß und horchte, die Hände auf ihrem Schooß gefalten, mit hochrothen Wangen, mit nassen Augen, auf die Erzählung, und ein tiefer Seufzer klagte das Unglück der Liebenden: bald erzählte er ihr schauerliche Geistergeschichten, und Agnes rückte ihm näher, legte ihre zitternde Hand auf seine, als ob sie durch seine Berührung in seinem Schutze wäre. Dann erzählte ihm Agnes wieder von ihren Spielen, von ihrer Kindheit, von ihrem seligen Vater, von dem Grabe ihres Bruders, von ihren jetzigen Träumen, die nichts als Egberts Bild ihr vorgaukelten, und schloß allemahl mit dem Gedanken, bald so, bald

anders gewandt, daß sie noch nie so glücklich gewesen sey als jetzt.

So wurden die Tage am Krankenbette hingebracht. Egberts Liebe gegen Agnes nahm mit jeder Stunde zu. Es war eine holde, liebe, verdachtlose, unschuldige Neigung; die Neigung, die ruhige Liebe des Bruders oder des Vaters. Kein Verdacht befiel des Ritters Herz. Ruhig hielt er Agnes weiße, weiche Hand zwischen seinen Händen; wenn er ihr erzählte, drückte er sie an seine Brust, spielte mit den kleinen Fingern, oder seine hervorgestreckte Hand ruhete in Agnes Schooß, und bei jedem Oh und Ach legte Agnes Hand sich zärtlich darauf. Jeden Morgen brachte ihm Agnes Blumen, die sie selbst gepflückt, ein Frühstück, das ihm ihre Hände bereitet hatten; jeden Trunk Wasser holte sie ihm selbst. Ich glaube, es schmeckt Euch besser, flüsterte Agnes, wenn ich es Euch geschöpft habe? Egbert lächelte, und es schmeckte ihm in der That besser, als das Wasser, das ihm die Zofe brachte. Agnes Taube hüpfte auf seinem Bette, und der große Egbert fand Freude und Genuß in dem Spiele.

Wie er zum erstenmahle sein Lager verließ, so war der Tag ein Freudenfest für Agnes; das Burg-Gesinde tanzte, und Agnes hatte ihr Kloset erleuchtet; denn Agnes Kloset war der erste Ort, den er

besuchte. Wie er zum erstenmahl um die Burg hinging, so empfingen ihn von den Zinnen aller Mauren und Thürme Trompeten und Zymbeln, und für alles hatte er Agnes zu danken. Endlich ging er auch wieder mit Agnes ins Thal. Agnes hüpfte um ihn her, wie ihr Lamm um sie. Sie sang, sie lachte, hier brach sie eine Blume, die sie ihm gab; dort hatte sie eine weiche Rasenstelle für ihn mit Mooß bedeckt, wo er ruhen sollte; hier traf er ein Geflecht von Zweigen mit Blumen durchflochten; denn hier sollte er geschützt vor den Strahlen der Sonne sitzen, und alles hatten Agnes, Agnes Hände, Agnes liebendes Herz gethan.

Welch ein Herz! rief Egbert tausendmahl: welch ein Herz! Und nun diese Herzensinnigkeit, mit der sie an ihm hing, jedem seiner Schritte folgte, den Weg, den seine Blicke nahmen, flog, und dann zurück kam, und fragte, was wollt Ihr, Egbert? diese stille, heimliche Sorgsamkeit, dieses Erlauren seiner kleinsten Wünsche; ach! und wenn sie dieselben nicht erfüllen konnte, diese ängstliche Betrübniß, diese süße sorgenlose Vergessenheit ihrer selbst: da stand sie am Fenster, wenn Egbert mit ihrer Mutter redete, still wie eine Bildsäule, und betrachtete ihn, erst mit großen stillen Blicken, und fiel nun von der Seite ein kleiner schneller Blick Egberts auf sie; so empfing die Bildsäule Leben. Blicke der

Freude drangen aus ihren Augen, der dankbaren Innigkeit, der Liebe; ihre Figur beugte sich vorwärts, die Spitzen der Finger hoben sich und deuteten wenigstens an, wie gerne sie die Arme heben wollte, um bei dem nächsten Blick zu ihm zu fliegen. Am Tisch saß sie nur für ihn da, wandte er seine Augen irgend wohin, so legte sie den Bissen auf den Teller zurück, ihr Fuß war schon bereit, den Stuhl zurück zu schieben, um dahin zu fliegen, wohin er blickte.

In diesen Tagen erhielt Egbert einen Brief, den Bertha ihm hatte schreiben lassen. Er glühete im ganzen Gesicht, wie er Bertha las. Du bist verwundet, schrieb ihm Bertha: in der Vertheidigung der Unschuld. Meine Seele war bei dir! kein ängstliches Gefühl in meiner Brust! Mein triumphirender Blick würde deine fliehende Seele zurück gerufen haben, wenn ich bei dir gewesen wäre. Keine Thräne vermochte mein Auge bei der Nachricht von deiner Verwundung; mein Herz schlug stolz; denn Egbert wurde bei einer edlen That verwundet. Egbert, wie stolz wird Bertha auf diese Narbe seyn! Sie ist dein schönster Schmuck! Laß die Sonne dich bräunen, laß die Arbeit den Jugendreitz von deinem Angesicht nehmen! Nur nehme mir niemand das Zeichen deines Edelmuths, diese Narbe!

Egbert sah aus diesem Briefe, daß Bertha noch in Trier bleiben würde. Sie ermahnte ihn, die Fehde mit Sporken fortzusetzen, und dann nach Trier zu ihr zu kommen. Er überlas den Brief langsam mehrere mahle. Zum ersten mahle fand er etwas kaltes in diesem Briefe. Zwar konnte er sich nicht enthalten mit Innigkeit zu sagen: wie groß ist Bertha! wie viel größer und stolzer als Agnes! Aber leise stahl sich der Gedanke hinter diesem drein: wie innig, wie hingebend ist Agnes Herz und Liebe. Er fing an beide zu vergleichen. Bertha stieg bei jeder Vergleichung groß und stolz empor, sie hob sich wie eine Göttinn vor seinen Blicken in die Höhe, er sah voll Ehrfurcht ihrem Wolkenfluge nach: Agnes hingegen --- er dachte sie immer sitzend, zu ihren Füßen ihr Lamm; allein wenn Bertha in der Ferne glänzte, so saß die traute Agnes noch vor seinen Blicken da, lächelte ihm zu. Ihr Bild blieb ihm nahe. Der Blick des Erstaunens flog Bertha nach, und der heitere Blick der Liebe heftete sich auf Agnes. Er verglich die Empfindungen seines Herzens, die er in dem Umgange mit beiden Mädchen gefühlt hatte. In Bertha's Armen verschloß sich sein Herz, und öffnete sich gewaltsam; sein Geist mußte um den Genuß, der Liebe ringen; jede Empfindung, die in seinem Herzen aufwallte, mußte er erst vor den Richterstuhl seines Verstandes führen, damit dieser erst entschied,

ob sie Bertha's werth war, ehe er sie laut werden ließ; mitten in ihrer Umarmung hatte er sich selbst im Auge, nichts zu sagen, nichts zu thun, was Bertha mißfallen könnte; jede kleine Tändelei der Liebe, jedes kindische süße Spiel verbannte Bertha's ernster Blick. — Wie ganz anders war es mit Agnes! Sein Herz war immer offen; er genoß mit jedem Augenblick, ohne es selbst zu wissen; jede Empfindung seines Herzens fand in Agnes Herzen ihre Schwester: er vergaß sich an Agnes Seite ganz; was er that, was er sagte, Agnes Lächeln belohnte ihn dafür. Bertha war vertrauter mit ihm wie Agnes: aber wie werth war ihm das Erröthen, das Niederschlagen der schönen blauen Augen der verwirrten Agnes, wenn sie glaubte, zu viel gesagt zu haben! wie theuer war ihm das Geständniß, das ihrem Herzen die Vergessenheit der Liebe, und seine Liebkosung entriß. Bertha liebte seine Größe; Agnes liebte ihn. Bertha liebte den edlen Ritter; Agnes den Mann Egbert. Man kann leicht denken, daß Egbert diese Vergleichungen nicht auf einmahl anstellte. Nach und nach, so wie Agnes Gelegenheit dazu gab; fielen sie seinem Herzen auf, ohne gerade zu hellen Gedanken zu werden. Er vermied sogar geflissentlich, diese Gedanken zu erhellen, er erschrack, wenn er sich von einem solchen Gedanken überrascht fühlte. Sein Gewissen schlug ihm jeden Abend, wenn

er von einem Spaziergange mit Agnes zurück gekommen, nun allein war, und an Bertha dachte. Kälter und zurückhaltender war er den andern Morgen gegen Agnes, und betrachtete sie mit ängstlichen Blicken, und sein Frost, seine Aengstlichkeit zerschmolz dann wieder unter dem Hauch von Agnes warmer Liebe. So hatte sein Körper unter Agnes Pflege die Gesundheit wieder erhalten, allein der Frieden seiner Seele war zerstört, oder er ließ ihn bei Agnes.

So saß er eines Tages allein, und überlegte, welchen Tag er Agnes verlassen wollte, um zum Heere zu stoßen, das noch immer unthätig vor Sporkens festester Burg lag. Er stützte den Kopf auf, die Thüre flog auf, und Ludwig von Mannsfeld trat an Agnes Hand ins Zimmer. Egbert erröthete, wie er Ludwigen erkannte. Ludwig brachte ihm Grüße von Bertha, und die Röthe Egberts wurde noch brennender. Ludwig redete mit Egbert über den Heereszug gegen Sporken, und Egbert sagte Ludwigen, daß er morgen wieder zu dem Heere stoßen wollte. Ludwig sah mit einer geheimen Freude die brennenden Blicke, welche Agnes auf Egbert warf; er belauerte die verstohlenen Blicke, mit welchen Egbert diese Blicke beantwortete. Er nahm der Gelegenheit wahr, mit Agnes allein zu seyn, und es kostete dem feinen Grafen keine große Mühe, das unbewährte liebs-

volle Herz der unschuldigen Agnes in ihren Worten zu sehen. Ihr steter Gedanke war Egbert, und Egbert war auch ihr drittes Wort. Ludwig wollte Gewißheit haben, und er ließ ein Wort gegen Agnes von Bertha, Egberts Geliebte, fallen. Er hatte das arme Mädchen im Auge. Egberts Geliebte? fragte Agnes, und ein langer, langer, tiefer Seufzer arbeitete aus ihrer Seele sich empor. Ein leichtes Zucken zeigte sich in ihren Händen, eine hohe Röthe mahlte sich auf ihren Wangen, und verschwand wieder in eine schnelle Blässe. Sie warf einen Blick auf den Grafen, als ob sie die Bestätigung dieser Nachricht in seinem Auge lesen wollte, und Ludwig setzte kalt hinzu: man sagt so: obs nun wahr ist? fast sollte ich zweifeln! Agnes stand auf und lächelte ihm dankbar und fröhlich zu. Nein! sagte sie: er hätte es mir gesagt, wenn es wäre: o gewiß! hätte er mirs gesagt! Ludwig hatte jetzt genug. Die Freude leuchtete aus seinem Auge. Am andern Morgen wollte Egbert mit Ludwig abreisen. Egbert suchte Gelegenheit, einen Augenblick mit Agnes allein zu seyn; der Graf hinderte es unbemerkt, und mit allem Anschein von Unbefangenheit. Agnes saß da, wie das Bild des Jammers, Thränen floßen aus ihren verweinten Augen; die Spuren der durchwachten und durchweinten Nacht hingen noch arbeitend auf ihrem Gesichte; Ludwig stand vor der Mutter

und redete kalt und gleichgültig, und von der Seite her lauerte sein Blick auf Egbert. Egbert nahm der Gelegenheit wahr: er stand auf, trat vor Agnes, ergriff ihre Hand, und durch die Thränen des Mädchens drang ein freundlicher Blick hervor auf Egbert, den Egbert mit einem stummen, leidenden Lächeln und einem Händedrucke beantwortete. So blickt die Liebe! dachte Ludwig, und er gab jetzt den Liebenden selbst noch einen ungesuchten Anlaß, allein zu seyn.

Beider Herzen brachen in diesem bittersüßen Augenblicke: Agnes lag an Egberts Busen, und Egberts Lippe trocknete Agnes Thränen von ihren Wangen, und mit ihnen die volle Ueberzeugung, daß er Agnes liebe. Die Thüre öffnete sich mit einem Geräusch: Egbert ließ Agnes fahren; Ludwig trat herein. Ein Blick auf Egbert; die glühenden Lippen, die dunkeln Thränenschwangern Augen des Ritters, Agnes Stellung, als ob sie noch ihre Arme um ihn geschlungen hätte! Ludwig war seines Sieges gewiß. Die Pferde sind unten! sagte er ruhig, ohne des Ritters Verwirrung, ohne Agnes Thränen zu vemerken.

Sie gingen. Agnes Schluchzen tönte noch hinter ihnen her, und Ludwig sagte nichts. Er saß mit Egbert zu Pferde und sprach kalt von Bertha, von dem Feldzuge. Egbert war schwermüthig, dann freundlich, weil Ludwig nichts gemerkt hatte, und

um Mittag aus waren sie wieder im Kreise der Waffen. Den tapfern Egbert empfing ein lautes Freudengeschrei.

Ludwig blieb einige Tage beim Heere der Verbündeten, dann kehrte er nach Trier zurück. Er ging zu Bertha. --- Ihr wieder hier, Graf Ludwig? fragte Bertha: und was macht mein Egbert?

Fräulein, antwortete Ludwig: man kann mit Euch reden, wie mit einem Manne, Egbert ---

Todt! rief Bertha und erblaßte.

Nein, Fräulein, er ist nicht todt. Hört mich! --- Er ---

Oder gefangen? besiegt? ---

Nichts von diesem allen, Bertha: Egbert liebt Agnes von Sporken.

Bertha lächelte. Ihr irrt, Graf! Ihr irrt Euch!

Es sey! ich irre, Fräulein, so sage ich Euch, und das sage ich Euch gewiß, Agnes liebt Egberten. Ludwig setzte sich zu Bertha, und erzählte ihr mit den allerkleinsten Umständen das, was er gesehen hatte. Jetzt urtheilt Ihr selbst, Fräulein, ob das Liebe ist, oder nicht. Bertha drückte die Lippen auf einander, ihre Wangen glühten, ihre Blicke wurden finster, sie senkte die Augenbraunen und schwieg lange. Es kann dennoch nicht seyn! seufzete sie endlich.

lich. Es ist, sagte Mannsfeld ruhig, vielleicht Egberten unbewußt; aber es ist! --- Bertha saß da, sah lange auf einen Punkt, schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. Und wenn es wäre; bei Gott! unedel ist Egbert nicht.

Das beschwöre ich, sagte Mannsfeld: denn Bertha liebt Egberten. Aber Fräulein! Fräulein! setzte Mannsfeld hinzu und warf sich zu Bertha's Füßen: meine Liebe wird immer mehr Anbetung! Bei dem Hochgelobten! Ihr seyd unaussprechlich groß! Bertha seufzete. Ihr liebt Egberten mit Eurer ganzen Seele; Ihr hört auf einmahl, unvermuthet, daß er ein anderes Mädchen liebt, und dennoch bei Euch diese Kälte, diese große Ruhe, diese Eifersuchtlose Freiheit Eurer Seele, dieser demüthige und stolze Sinn Eures Geistes! O ich glaube, Ihr seyd das einzige Weib, das größer ist als ihre Liebe.

Graf Ludwig, ist es? liebt Egbert Agnes?

Ich will es beschwören!

Zweifelt Ihr an Egberts Redlichkeit?

Nein! — aber seine Größe reichte nicht an Bertha's Größe, sein Geist nicht an Bertha's Riesen-Geist, das weiß ich; denn — laßt mich reden! --- Ihr hört von mir, daß Egbert ungetreu ist --- Der Blitzschlag, der jeden Mann betäubt haben würde, läßt Euch ruhig. --- Keine Eifersucht naht

sich Euch, kein Zweifel, der hier der gekränkten Empfindung so nahe lag; --- Ihr seyd Bertha und bleibt es; und ist er Egbert geblieben? sagt selbst!

Thränen standen in Bertha's Herzen; Bertha drängte sie zurück: bittere Empfindungen, Zweifel an Egberts Treue hoben sich in ihrer Brust; sie unterdrückte sie. Sie zwang die bebenden Lippen zum Lächeln; denn sie war die große Bertha.

Was werdet Ihr thun, Bertha?

Was Recht ist! antwortete Bertha kalt und stolz: Graf, liebt Egbert Agnes?

Bei Gott, er liebt sie; oder Thränen, Worte, Händedrücke, Empfindungen und das ganze Herz logen.

Bertha legte die Hand an die Stirn. Eine Thräne drang dennoch jetzt hervor; sie verbarg sie, sie stand auf: lebt wohl, Graf!

In der Einsamkeit drangen nun die lang verhaltenen Thränen desto heißer aus Bertha's Augen. Er liebt mich nicht? — nicht möglich! nicht möglich! rief sie und faltete die Hände schmerzlich über die pochende Brust.

Tausend Entwürfe bildete nun ihr liebendes Herz, Egberten zurück zu ziehen in ihre Ketten. Das Mädchen Bertha weinte um den ungetreuen Geliebten; sie wollte nach Montabor und ihn mit Thränen und Vorwürfen bestürmen. — Soll Ber-

tha von Erthal flehen? rief die Stimme des Stolzes laut durch die Seufzer der Liebe; soll Bertha wie ein jammerndes Mädchen um den Blick eines Mannes buhlen? — Nein! rief Bertha und trocknete gewaltsam die Augen: ich bin Bertha! ich will Bertha bleiben! — Und kann der Mann, rief triumphirend die Eitelkeit: kann Egbert der Größe widerstehen? wird nicht mein Edelmuth den Seufzer der Liebe besiegen? wird nicht die große Bertha der furchtsamen, seufzenden Agnes das Herz des großen Mannes entziehen? — Nein, Größe gab mir Egberts Herz; Größe soll es mir erhalten.

Bertha's Blick erheiterte sich bei diesem Gedanken; triumphirend ging sie auf und ab im Saal. Und ist es denn auch wahr? liebt er Agnes? das will ich wissen!

Bertha rief die Zofe. Schaffe mir die Kleidung eines Harfners; wir wollen verreisen! — Nach einigen Tagen war alles bereit. Bertha's Gesicht war gefärbt, eine männliche Kleidung verhüllte das Mädchen, ihre Locken verbarg ein dickes Netz, ein Hut mit Federn ihre Stirn. So fuhr sie mit ihrer Harfe die Mosel hinab, und stieg am jenseitigen Ufer des Rheins aus, und ging den Weg durch Wald und Berg nach der Sporkenburg. Sie kam in das Rosenthal, und wie sie die Thürme der Burg im

Walde erblickte, so setzte sie sich an einem Hügel, und ein lauter Gesang begleitete die Töne der Harfe.

Agnes in einer Laube horchte, sie trat hervor, sie sah den jungen Harfner da sitzen, und sie kam näher. Schönes Fräulein, fing der Harfner an: gönnt mir heute ein Pilgermahl auf der Burg, und eine Nacht voll Ruhe. Weit komm ich her aus dem Morgenland: mein Vater ist unterwegs gestorben; ich besuche alle Burgen umher, und singe das Lob der Ritterschaft.

Agnes hörte lächelnd zu, und nickte dann freundlich mit dem Kopfe: du bist hier willkommen, lieber Pilger mit deiner Harfe! Nun spiele einmahl. Bertha ergriff die Harfe, spielte, sah Agnes scharf an, und dann erhob sie die Stimme:

Der deutschen Ritter Eigenthum
Ist Männlichkeit und stolzer Ruhm,
Von Meer zu Meer, von Strand zu Strand
Flog er ins ferne Morgenland;
Doch Ritter Egbert Montabor
Strahlt, wie ein Stern,
Aus allen Rittern hell hervor.

Agnes Gesicht verklärte sich bei diesen Worten; ein schönes Lächeln dankte dem Harfner für das Lied. O ein schönes Lied, du theurer, guter Harfner! Spiele weiter.

Sein Heergang ist ein wilder Sturm,
Sein Muth fest wie ein Felsenthurm.
Der deutschen Ritter Speer und Schwerdt
Ist Sang und Saitenspieles werth;
Doch Ritter Egbert Montabor
Strahlt, wie ein Stern,
Aus allen Rittern hell hervor.

Der edelste, der schönste Ritter auf der Erde, sagte Agnes mit leuchtenden Augen, und Bertha sang,

Die deutschen Ritter lieben treu,
Ohn Falsch und ohne Heuchelei;
Die deutschen Mädchen sind es werth,
Daß treuer Rittersinn sie ehrt;
Doch Egberts Bertha strahlt hervor,
Hell wie ein Stern;
Denn sie liebt Egbert Montabor.

Agnes wurde bleich wie eine Lilie; sie schlug die schweren Augen nieder, und ging langsam und schwermüthig im Thale dahin. Schnell aber kehrte sie um. Kennst du Bertha von Erthal, Harfner? Bertha kenne ich, antwortete der Harfner! ich komme von Trier, wo sie sich jetzt aufhält. ---

Und ist sie Egberts Geliebte? --- Das Gerücht sagt es, und das Lied, das ich auf einer Burg jen=

seits des Rheins lernte. --- Ist Bertha schön, Harfner? --- Alle Ritter sagen es, Bertha sey schön, wie eine Madonna. --- Und du? ---

Bertha lächelte. Ich würde Euch für schöner halten, als Bertha. Agnes lächelte wehmüthig. Erzählt mir von Bertha, lieber Harfner.

Da saß Agnes und horchte, und hatte noch tausend Fragen zu thun von Bertha von Erthal, von Egberts Liebe gegen sie, und in dem Tone ihrer Stimme, in jeder Frage, die sie dem Harfner that, in jeder Erzählung von Egbert, in jedem Blicke, womit sie Frage und Erzählung begleitete, lag die heißeste Leidenschaft nur ganz leicht verborgen.

Bertha that hin und wieder Fragen an Agnes, die Agnes Unschuld beantwortete, und Bertha fing an zu fürchten, der Graf von Mannsfeld möchte Recht haben. Nach dem zu urtheilen, was Ihr mir erzählt, Fräulein, scheint Ihr mehr Egberts Geliebte, als Bertha von Erthal. Agnes erröthete; sie seufzte auf. Der Himmel und die Heiligen mögen es lenken zum Guten! sagte sie.

In eben diesem Augenblicke hörte Agnes den Hufschlag von Pferden. Sie lief einige Schritte im Thale fort. Er ist's! rief sie: er ist's, und schnell eilte sie ihm entgegen. Bertha verbarg sich ins Gebüsch; sie ging höher hinauf, wo sie Egbert mit Agnes sehen konnte. So wie Egbert Agnes erblick

te, so sprang er vom Pferde. Meine Agnes! rief er ihr von weitem entgegen. Er empfing sie mit ausgebreiteten Armen, umschloß sie, drückte sie an seine Brust, und stand dann vor ihr in der vertraulichsten Stellung der Liebe. Das sah Bertha. Dann kam er näher mit Agnes: er hatte Agnes Hand in beide Hände gefaßt, drückte diese Hand bald an seine Brust, bald an seinen Mund; sein Gesicht war zu Agnes gewandt, seine Augen strahlten die zärtlichste Liebe Agnes Augen entgegen. Wie hat mich verlangt, dich, meine einzige Agnes, zu sehen! sagte er, wie er mit Agnes vor dem Gebüsch war, das Bertha verbarg, und drückte sie noch einmahl innig an seine Brust. Der Ton seiner Stimme war so innig, so zärtlich, daß Bertha nicht mehr an seiner Liebe zweifeln konnte. Ihr Herz schlug ungestüm, wie sie ihn näher kommen sah; eine sehr bittere Empfindung hob sich in ihrem Busen. Schon lange waren die Liebenden vorüber, und Bertha saß noch immer unbeweglich im Gebüsch da, die Blicke auf den Ort geheftet, wohin Egbert mit Agnes gegangen war.

Endlich lößte sich ihr Unmuth in einen Strom von bittern Thränen auf. Ist es möglich? rief sie: ist es möglich? Bertha verlassen? von Egbert verlassen? Lange saß sie noch unentschlossen da. Bald wollte sie hinauf auf die Burg, und wollte sich Eg=

berten entdecken; bald wollte sie ihn herabrufen lassen, und ihn mit sich nach Trier führen. Meine Thränen werden ihn rühren, meine Seufzer sein Herz aufs neue schmelzen! rief sie: und soll Bertha um einen Mann Thränen vergießen? Nein! rief sie. Sie stand auf, verließ das Thal, und ging dem Heerwege zu an den Rhein.

Egberts Herz schwankte noch zwischen Agnes und Bertha. Die weinende, die jammernde Bertha, das kranke, leidende Mädchen, der Thränenschwere und gramvolle Blick würde die verglimmende Liebe Egberts wieder angefacht haben. Bertha wollte nicht Egberts Herz mit Liebe schmelzen! sie wollte es mit Thaten besiegen; und der liebevolle Seufzer Agnes, die zärtliche Unschuld der furchtsamen, flehenden Agnes schloß er indeß an demantne Ketten.

Auf dem Wege bis an den Rhein war Bertha's Entschluß gefaßt. Sie wandte sich und kam zum Heere der verbündeten Ritter. Sie ging zu Egberts Zelt. Euer Herr, sagte sie zu seinen Knechten, ist auf der Sporkenburg. Ich muß ihn sprechen. Einer von Euch trage ihm von mir dies Zeichen. Sie wand die Schärpe von ihren Hüften, und gab sie einem Knechte. Sagt ihm, das sendet ihm ein Fremder. Ich harre seiner in seinem Zelte.

Ein Knecht flog dahin, und brachte Egberten Bertha's Schärpe. Egbert erkannte sie. Eine brennende Röthe stieg auf seine Wangen, wie er sie sah. Seine Hand zitterte. Er wagte es nicht Agnes anzusehen. Mit einer leisen Stimme und einem finstern Blicke sagte er: sattelt! ich muß fort. ---

Wer ist der Fremde, Egbert, fragte Agnes traurig: der Euch uns entreißt?!

Mein vertrautester Waffenbruder: antwortete er stockend: ich muß ihn sehen. Er bedarf meiner Hülfe. Er stand auf; er ging unmuthig auf und nieder. Schon stand der Knecht da im Gemach. Die Pferde waren bereit, und Egbert stand noch schweigend, mit finsterer Miene da, und warf trübe Blicke auf Agnes. Endlich wollte er gehen. Lebt wohl, sagte Agnes, und breitete ihre Arme aus, ihm den Abschiedskuß zu geben. Er gab dem Mädchen die Hand, warf einen traurigen Blick auf sie, und verließ das Gemach.

Langsam ritt er durch das Thal; so lange er die Spitzen der Sporkenburg sahe, dachte er an Agnes. Jetzt aber fiel sein Gedanke auf Bertha. Ihre Liebe, ihre Größe, ihre Edelmuth zogen unvermerkt seine Phantasie von Agnes ab, auf Bertha. Sie stand vor ihm in ihrer Größe, er sah sich um Bertha von allen Edeln beneidet, und er jagte ins Lager.

Eilig sprang er vom Pferde. Er trat in sein Zelt, ruhig saß da, eine Harfe an der Schulter, ein fremder Jüngling. Egbert stutzte. Kennt Egberts Herz Bertha nicht? fragte Bertha: und Egbert sank zu ihren Füßen. O Bertha! du? du? du bist es! wasche die fremde Farbe von deinem Angesicht, Bertha!

Egbert sagte das alles mit so viel inniger Zärtlichkeit, schloß sie so fest in seine Arme, war so entzückt, daß sie beinahe jeden Verdacht vergaß, den ihr Herz gefaßt hatte. Laß mich so, wie ich bin, Egbert! ich bin auch so deine Bertha.

Jetzt saßen Bertha und Egbert in der alten Vertraulichkeit, und erzählten. Und verdient, fing auf einmahl Bertha an: verdient denn Agnes von Sporken Egberts Hülfe? Zwar muß sie ein liebenswerthes Mädchen seyn, weil man sagt, sie sey Egberts Geliebte.

Egbert erschrack: wie? sagt? sie sey meine Geliebte? —

So sagt man! antwortete Bertha ruhig, und wandte sogleich das Gespräch sehr natürlich durch eine Frage auf etwas anders.

Und glaubst du denn, Bertha, glaubst du, daß es wahr sey? —

Nein! sagte Bertha: Egbert würde ja mir nichts verschweigen, was mich so nahe anginge.

Und wer, meine Bertha, wer sagt es?

Der ganze Gau, alle Ritter sagen es.

Und dennoch bist du so ruhig, Bertha?

Warum nicht? antwortete Bertha lachend: warum nicht ruhig, da du mein bist? —

Große, große Bertha! hob Egbert voll Feuer an: sprich, Weib, wie verirrte sich die Seele des ersten Engels in einen menschlichen Körper?

Groß deswegen? das seh ich nicht. Sprich Egbert, wenn dir die ganze Welt sagte: Bertha liebt einen andern, als dich, Egbert! würdest du es eher glauben, als meine Lippen dir es sagten?

Nein, bei Gott, nein! Ich würde meinen Augen nicht trauen; und wenn ich dich in den Armen des schönsten Mannes sähe, ich würde es nicht glauben.

Nun sieh, du Thor, ich bin nicht mehr wie du!

So saßen sie bis an den Abend. Egbert begleitete Bertha bis an den Rhein, und Bertha fand dort ihre Begleiter, und sie kehrte nach dem Schneesteine beruhigt zurück. Er liebt mich: er liebt mich allein; er ist mein: Mitleiden zog ihn an die sanfte, liebende, furchtsame, seufzende Schwärmerin. Sie flog nach Trier.

Hier fand sie den Grafen Ludwig. Habt Ihr Agnes gesehen, Fräulein?

Agnes und Egbert.

Und was sagt Ihr nun?

Bertha lächelte. Ich konnte keinen unedlen Mann lieben. Es ist wahr, Liebe sprach aus den Blicken, die Egbert auf Agnes warf; aber nicht eine Liebe, die ich kenne, die mein Geist und Egberts billigt; Mitleiden mit Agnes Liebe, Dankbarkeit dafür. Egbert liebt Agnes; aber er ist Bertha's!

Und Ihr seyd so ganz ruhig, Fräulein? so ganz? —

Ganz; weil ich Egbert kenne. Ich könnte Euch den Beweis geben, Graf, daß er mein ist.

Wie könntet Ihr das?

Ein Wort von mir, und Egbert würde auch noch eine festere Fessel der Liebe, als Agnes Kette, zersprengen, und in meine Arme eilen.

Die Schaam, seine Ehre würde ihn zu Euch führen, nicht die Liebe. Allein wie? wenn er Recht zu thun glaubte in einer neuen Liebe? wenn er Euch zuerst in Verdacht der Treulosigkeit zöge, und die seinige dadurch zu rechtfertigen meinte?

Egbert kann mich nie in Verdacht ziehen; Egbert kennt mich.

Man glaubt leicht, was man gern glaubt.

Aber nicht von einer Bertha.

Ihr beurtheilt Egberts Größe nach Eurer

Ich wollte, der Fall wäre möglich, Euch zu überzeugen, Graf!

Gebt mir die Erlaubniß, Egbert zu sagen, Ihr liebt mich.

Bertha sann einen Augenblick nach.

Nicht wahr, Fräulein? Ihr findet die Probe doch ein wenig gefährlich?

Nicht gefährlich, aber beleidigend; sie zeugt von Mißtrauen.

Doch nicht von Eurem; denn ihr würdet sie sonst nicht erlauben.

Gut, Graf! ich erlaube es Euch!

Gebt mir ein sichtbares Pfand Eurer scheinbaren Liebe gegen mich! gebt mir die Schärpe!

Das nicht, Graf!

So laßt mich sie nehmen, als ein Andenken des heutigen Tages. Er wand die Schärpe um seinen Harnisch, und ging.

Bertha war ihres Sieges zu gewiß. Egbert hatte ihr versichert, er würde sie nie eher untreu glauben, ehe es ihm nicht ihre Lippen sagten. Ihr ganzer Ehrgeiz stand bei dem Grafen auf dem Spiel, wenn sie es ihm nicht erlaubte: sie harrte mit schwerem Herzen auf den Ausgang.

Der Graf flog über den Rhein ins Lager. Er kam so eben, wie Sporkens Herolde kamen, und Egberten Frieden anboten. Er gab die Güter wieder,

die er geraubt hatte, und entschädigte die Krieger für den Aufwand des Krieges.

Egbert trug es Ludwigen auf, diese fröhliche Nachricht nach der Sporkenburg zu bringen. Ludwig lächelte. Wie bescheiden Ihr seyd, Egbert! Ihr wollt den Dank umgehen, den die reizende Agnes Euch geben würde. Begleitet mich. Ich will mit Euch gehen.

Egbert und Ludwig ritten nach Sporkenburg. Die edle Frau von Sporken sank zu Egberts Füssen, und Agnes? sie taumelte in Egberts Arme. Gott sey gelobt, und die gebenedeyete Jungfrau! rief sie mit lauter Stimme, daß Eure Gefahren, Egbert, ein Ende haben! Mein Gebet ist erhört, die Fehde geendigt, und Ihr gesund.

Und denkt Ihr denn gar nicht daran, Fräulein, hob Ludwig ernsthaft an: daß Ihr jetzt die reichste Erbin am Rhein seyd? auch dafür dankt dem Himmel!

Dafür danke ich Egbert, wenn es bei dem größten Glück der Rede werth ist. Nein! Herr Graf; daß dieser Mann gesund hier steht, das ist es, wofür ich allein gebetet habe. Hätte er mir die Nachricht gebracht, er hätte für den Frieden alle meine Schlösser, alles, was ich habe, und was ich liebe, hingegeben; so würde mein Dank gegen Gott eben so feurig seyn. Denn er lebt, Egbert lebt! und

mit diesen Worten schlang sie sich um seinen Arm, und drückte ihre heißen Lippen auf seine zitternde Hand.

Egbert stand verlegen da. Verstohlen warf er Blicke der Liebe auf das holde Mädchen, dem er mehr war, als aller Reichthum der Erde. Ludwig wandte sich an die Mutter, und redete mit ihr sehr eifrig über die Bedingungen des Friedens, und über ihre künftige Sicherheit.

Agnes hatte mit leuchtenden Augen das Gemach verlassen; Egbert hörte sie die Wendeltreppe hinauf gehen, und nach ein paar Minuten, wie Ludwig mit Eifer redete, ging er auch hinaus, und schlich wie ein Verbrecher die Treppe hinan. Er kam vor Agnes Kloset. Eben wollte er die Thüre öffnen, und er hörte Agnes Stimme. Er horchte, und Agnes betete für ihn. Da stand er an der Thüre, seine Hand über die Stirn gelegt, und große Thränentropfen standen in seinen Augen. Und wenn er mich nicht lieben darf, setzte sie mit einer weinenden Stimme hinzu: so laß mich sterben, Mutter Gottes, und lege mein Leben zu seinem.

O Gott! seufzete er, rang die Hände, und riß sich gewaltsam noch eine Treppe in die Höhe, und schluchzte hier laut und ungehört. Nein, Agnes, ich darf dich nicht lieben! Nein, Agnes! du holdes,

unglückliches Mädchen! Ich war verdammt, dich und mich elend zu machen.

Nach einer Weile ging er hinab, und eben öffnete Agnes die Thüre, und trat schwermüthig hervor. Wie sie ihn erblickte, lag wieder das Lächeln der reinsten Freude in ihrem Gesicht. Egbert! wo seyd Ihr gewesen? wolltet Ihr Eure gute Agnes besuchen? Kommt! kommt! Sie öffnete ihm die Thüre, und er trat mit ihr hinein. Beide waren in der gefährlichsten Stimmung des Gemüths. Agnes hatte gebetet, und Egbert sie beten gehört.

Agnes faßte seine Hand, und drückte sie an ihre weiche Brust, und Egbert schlug seinen Arm um ihren Rücken; sie fiel in seine Arme, und seine Lippen berührten ihre Stirn. Thränen standen in des Mädchens Augen, Thränen der heiligsten Liebe. O Egbert! rief sie: habt mich nur ein wenig, sehr wenig lieb! — Agnes! Agnes! Er verschluckte die übrigen Worte: er schloß sie fest an sich, und heiße Küsse auf ihren Mund sagten ihr mehr, als die verschluckten Worte.

O Gott! rief Egbert jetzt: laß uns gehen, Agnes. Sie gingen, und Ludwig warf einen schnellen Blick auf beide, und redete dann wieder mit der Mutter.

Da saß Agnes mit ihren brennenden Blicken, und betrachtete Egbert; da saß Egbert, und schaute verstohlen und ängstlich auf Agnes, und beide waren stumm. Endlich ging Egbert hinaus. Ludwig sah ihn nach einiger Zeit im Thale mit verschränkten Armen, mit auf die Brust hängendem Haupte, tiefsinnig auf und nieder gehen. Ludwig ging zu ihm hinab. So einsam, Egbert, und so tiefsinnig?

Nur einsam; tiefsinnig nicht. Ich genoß des schönen Abends.

Egbert, sagte Ludwig: Ihr seyd ein Mann, ein großer, ein edler Mann; aber auch ein fühlender Mensch, mit einem theilnehmenden Herzen. Meint Ihr, kann der Mensch seinen Leidenschaften gebieten? ist er immer Herr seines Herzens?

Egbert stutzte: Graf, wozu diese Frage? Glaubt Ihr —

Die Frage betrifft allein mich, allein mein Herz; ich bitte Euch, beruhigt mich. Kann ich immer Herr meines Herzens seyn? — Setzt den Fall, Egbert, wenn ich Bertha liebte, hieße das Euch Unrecht thun? hieße das unedel gegen Euch gehandelt? — Und setzt weiter den Fall, wenn meine Liebe des Mädchens Herz unvermerkt gewonnen hätte, wenn meine heimlichen Seufzer, wenn die ver-

borgene Glut meiner Liebe ihre Liebe entbrannt hätte; sagt, wäre das unedel gehandelt? Sagt, mußte Bertha Euch die Hand geben, um mit Euch unglücklich zu seyn?

Egbert sah Ludwigen scharf und zitternd ins Gesicht. Ludwig, antwortete er bebend? wohin auch Eure Frage zielen mag — der stärkste Mann ist nicht immer Herr seines Herzens; allein — was er seyn muß --- sollte --- was edel heißt --- da fragt den, der die Herzen schuf!

Egbert, ich liebe Bertha!

Ihr, Graf Ludwig!

Und Bertha --- liebt mich --- glaube ich. ---

Euch? Ritter! Graf Ludwig, um Gottes willen, um aller Heiligen willen! ist es wahr?

Bin ich ein edler Mann in Egberts Augen?

Ludwig, ist das wahr? ist das so?

Kennt Ihr Bertha's Geschenk? Er zeigte ihm die Schärpe. Sie gab es mir in der Stunde der scheidenden Liebe. Egbert, Egbert! ich habe mein Schicksal in Eure Hände gelegt.

Ludwig, gab Euch Bertha die Erlaubniß, es mir zu sagen.

Sie gab sie mir, und nahm sie zurück. Er glaubt Euch nicht, Graf! sagte das Mädchen: Egbert glaubt Euch nicht:

Ich glaube Euch! sprach Egbert, und umarmte ihn mit einem stillen Triumphe. Ich glaube Euch!

Und Egbert, edler Egbert, was wirst du thun?

Ludwig, das Geschick führt oft verworrene Wege voll Dornen, und sie endigen sich in dem Lande der Glückseligkeit!

In diesem Augenblicke rief Agnes Stimme durch das Gebüsch. Egbert! Graf Ludwig! Sie kam hervor. Egbert lief dem holden Mädchen entgegen; meine süße Agnes! sprach er, und schloß sie an seine schlagende Brust. Agnes blickte ihm in das fröhliche Auge. Und Ihr seyd so heiter, lieber Ritter? Heiter, wie der Abend, meine liebe, unschuldige Agnes! Er schloß sie von neuem in seine Arme. Nun komm! mit uns! Ludwig ging schon allein hinten im Thale. Eben sahen sie, wie er den Fußgang nach der Burg hinauf ging, und Agnes und Egbert waren allein.

Die lieblichste Dämmerung senkte sich in das Thal; sanfter murmelte der Bach, nur leise wehten die Ranken, und begrüßten, von der Abendkühle bewegt, die Liebenden mit freundlichem Nicken. Egbert und Agnes gingen auf dem seidenen Moose des Bodens auf und nieder. Sie hing an seinem Arme,

an seinem Auge, an seinen Worten, mit Arm, Aug und Ohr. So zärtlich, so zärtlich heiter war er noch nie mit Agnes gewesen. Er drückte im Gehen die Hand auf sein Herz; er umfaßte sie mit seinem starken Arm, und trug sie mehr in der innigsten Umarmung, als daß sie ging; meine Agnes! meine geliebte Agnes! seufzete er, und sah dabei mit Entzücken ihr ins Auge, und sie lächelte ihm zu, und eine verborgene Wehmuth trieb Thränen in ihr Auge. Endlich setzten sie sich in eine Laube von dichtem Laube geflochten. Sie sank, wie sie sich setzen wollte, an seine Brust, in seine Arme, und sie ruhete halb auf seinem Schooße.

Und wer betete heut für mich, Agnes? du? wiederhole mir doch dein Gebet, mein frommes Mädchen! Agnes erröthete, zitterte, und bedeckte die liebevollen Augen. O Egbert! seufzete sie. — Meine Agnes! flüsterte er ihr mit einer süßen geschmolzenen Stimme zu. Ich liebe dich! ich darf dich lieben! Du liebst mich? nicht wahr, Agnes? Sie versank an seine Brust. Nun, Agnes? erhalt ich keine Antwort? liebst du mich? liebst du mich über alles? Agnes! antworte, du sprichst mit Egbert. Sie hob ihre Wange von seiner Brust, sie sah ihn an! ihre Lippen öffneten sich, Thränen drangen aus ihren Augen: Bertha! seufzete sie.

Ich darf dich lieben, Agnes! sagte Egbert ein wenig verwirrt. Ich darf dich lieben! Was sagst du, Agnes? Sie umschlang ihn, und ein frommer, sanfter Kuß war Agnes Antwort. Und ist es dein ganzer Wunsch, daß ich dich liebe, Agnes?

Ja! antwortete das Mädchen: mein einziger Wunsch!

Geh, hinaus in die Zukunft, meine Geliebte; hast du keinen Wunsch mehr?

Nicht einen mehr, Egbert, wenn Ihr mich liebt.

Nicht den, Agnes, daß ich dir am Altare das Versprechen meiner Liebe wiederhole? Schaamroth neigte sich das Mädchen an seine Brust. Agnes, rede, rede! wünschest du nicht mein Weib zu seyn? Agnes schwieg, ihre Wangen glühten. Und Agnes liebt mich nicht genug, um mir den Wunsch ihres Herzens zu sagen?

O Egbert, Egbert, schone! fühle meine Wangen, wie sie vor Schaam glühen. Frage nicht mehr, ich kann nicht mehr antworten. Und bei diesen Worten sah ihn Agnes nur halb an. Und liebst du mich, Agnes? liebst du mich über alles?

O Gott! antwortete Agnes: wie kannst du fragen, Egbert? Ja, flüsterte sie leise, als obs ein Verbrechen sey: ich liebe dich, Egbert!

Nach und nach versanken sie in Umarmung und süßem Gekose der vertraulichen Liebe, und Agnes Zofe suchte Agnes schon lange im Thal, und fand sie endlich in Egberts Armen in der stillsten Laube.

Egbert und Agnes erschracken, daß schon die Sterne ins Thal funkelten, da sie die Laube verließen. Langsam gingen sie den Felsen hinauf. Ludwig war schon auf seinem Gemach. Und wo wart Ihr, Kinder? fragte Agnes Mutter beide: ich war um Euch in Angst.

Kinder! wiederholte Egbert lächelnd: edle Frau gebt mir die Hand eurer Agnes, und ich bin Euer Sohn! Agnes lief auf ihre Mutter ein, umschlang sie mit beiden Armen, und verbarg die glühende Röthe in ihrer Brust. Die Frau von Sporken betrachtete den Ritter mit unverwandten Augen: ich hörte einmahl, Ritter Egbert, daß Bertha von Erthal Eure Geliebte sey.

Ja, edle Frau, hob er verlegen an: würklich auch ist jetzt Bertha's Geliebter unter Eurem Dach. Der Graf Ludwig von Mannsfeld. ---

Die Mutter legte Agnes Hand in Egberts, und fiel dann weinend um Egberts Hals: o so sollte ich Euch alles zu danken haben, das Leben meiner Agnes und meine Güter.

Das Leben? Agnes Leben? wie so?

Agnes, Ritter, liebte Euch, liebte mit der ganzen Kraft ihres Herzens, und glaubt mir, Ritter, ihr Herz wäre gebrochen, hätte sie je aufhören sollen Euch zu lieben. Ach, wie viele Thränen hat mir der Gedanke an die Zukunft schon gekostet, und nun habt Ihr sie in Thränen der Freude verwandelt.

Agnes, dreist durch ihrer Mutter Gegenwart, warf sich in seine Arme: ach, Egbert, ich wäre vergangen vor Schmerz, so wie ich jetzt sterben möchte vor Freude.

So verging der Abend unter Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung und allen fröhlichen Ergießungen der Herzen.

Am andern Morgen mit dem ersten Strahl der Sonne wandelte Egbert schon mit Agnes im Thale, und Ludwig stand mit geheimer Freude in Agnes Kloset, und sah durch die Weinranken die Umarmungen der Liebenden. Bertha ist mein! rief er: Bertha ist mein! Er ließ sein Pferd satteln. Er nahm von der Mutter Abschied, reichte Egbert die Hand, küßte Agnes. Und sagt mir Egbert nichts für Trier? fragte Ludwig.

Egbert faßte Agnes Hand, und lächelte Ludwigen freundlich zu: sagt in Trier, daß ich glücklich sey; durch diese Hand glücklich! und Ludwig umarmte Egberten, flog auf den Hengst, und zum Thale hinaus.

Bertha erblaßte, wie Ludwig zu ihr ins Zimmer trat.

Ich hoffe nicht, Graf, daß Ihr Euch meiner Erlaubniß bedient habt, sagte Bertha vor sich nieder blickend; es war zu rasch, zu unbesonnen.

Und wenn es nun wäre? fragte Ludwig ernst: Bertha, wünschet Ihr würklich Egberts Hand ohne sein Herz zu besitzen? Bertha zitterte, wie Ludwig das sagte. Schon längst besaß die Leidenschaft Egberts Herz; Euer war nur noch sein schwacher Wille. Was that ich dabei? nichts. Sein Herz wäre gebrochen, und mit dem letzten Brechen wäre dennoch sein Geheimniß hervor gekommen, das er Euch jetzt durch mich sendet: Egbert liebt Agnes mit seinem ganzen Herzen.

O Ludwig, Ludwig, was habt Ihr gemacht: rief Bertha, und wollte die hervorbrechenden Thränen verbergen; allein dieses mahl war ihr Herz stärker als ihr Geist. Sie versank in Thränen. O Ludwig, ist es wahr, was Ihr sagt? habe ich ihn verloren.

Verloren nicht, Fräulein! denn was könntet Ihr verlieren, was Ihr je besitzt? Egbert liebt Agnes; weil er Euch nur anbeten kann. Wir können nur lieben, dessen wir uns selbst werth fühlen. Ich fürchte, Bertha, ich fürchte, Ihr werdet mit einem Herzen voll Anbetung Euch genügen müssen. Ich

liebe Euch, ich liebe ohne Hoffnung; ich kannte den Jüngling, den Ihr liebtet, und ich war gezwungen ihn zu lieben, weil er Euch angehörte. Unbegreifliches Mädchen, wie macht Ihr es, daß die reine Flamme ohne Eifersucht für Euch allein brennt. --- Seht, ich bedaure Egberten, wie ich den bedaure, der die Hoffnung der Seligkeit verlohren hat; ich bedaure ihn, ob er gleich sich für glücklich hält. Euch bedaure ich nicht, Bertha, obwohl Ihr weint: denn diese Thränen, gesteht es, diese Thränen weint Ihr nicht um Euren Verlust; nein, diese Thränen fließen aus Mitleiden mit Egbert. --- Und was hat er verlohren? was? o Gott! ein Mädchen, um dessen Verlust der ganze Himmel seiner Seligkeit vergessen und weinen würde. Nein, Fräulein, nein! Egbert ist kein großer Mann, weil er Euch verlieren konnte, ohne zu sterben! ---

Bertha's Herz fühlte von alle dem, was Ludwig sagte, sehr wenig als wahr; allein der Graf sagte das alles in einem so warmen Tone; seine Stellung war dabei so ehrfurchtsvoll, sein Blick so fest, daß Bertha doch nothwendig in ihrem Betragen Rücksicht auf den bewundernden Ritter nehmen mußte.

Ihr habt mich überrascht, Ritter Ludwig, sagte sie mit matter Stimme: kommt morgen zu mir. Sie ging auf ihr Kloset, um da ihren Thränen und den Empfindungen ihres Herzens freien Lauf zu las-

sen. Da saß sie, bleich, mit rothgeweinten Augen die schwarzen Locken auf ihre Schultern verstreut, den Kopf in die Hand gestützt, und bejammerte Egberts Verlust; lange Seufzer hoben die schöne Brust, große Thränen schwammen in den matten Augen, schwärmende Klagen flossen über die bebenden Lippen: Klagen, die das härteste Herz eines Mannes zerschmolzen haben würden. Kein Schlaf schloß heute ihre müden Augen, ach! und endlich kehrte wieder ein neuer Strahl von Hoffnung in ihr Herz. Ludwig hatte ihr im Allgemeinen gesagt, daß Egbert Agnes liebe. Ist das gewiß? woher weiß er es? kann er nicht geirrt haben?

Sie harrte auf Ludwig mit großer Ungeduld. Er kam. Schnell trocknete Bertha das nasse Auge; schnell beugte sie sich über den Stickrahmen, und arbeitete ruhig fort. Nun, Graf, setzt Euch! Nun, jetzt bin ich ruhig genug, die Erzählung von Euch anzuhören, die Ihr gestern mir zu geben vergaßt, und die ich nicht fordern mochte. Erzählt mir, wie ging es zu? --- Wie nahm Egbert die Fabel? ---

Ludwig erzählte, und dennoch, trotz ihres Vornehmens, bethauten Bertha's Augen die Rose, welche ihre Finger stickten. Sie erblich, wie Ludwig Egberts letzte Worte wiederholte: Sagt in Trier, daß ich durch Agnes Hand unaussprechlich glücklich bin!

Und war Agnes dabei gegenwärtig, wie er — sagte Bertha, mit ungewisser Stimme.

Er hatte Agnes an der Hand, wie er das sagte. Agnes sank zärtlich in Egberts Arme, und ich stieg zu Pferde, weil mir es nahe war, ihm zu sagen: Egbert, was hast du verlohren!

Jetzt gab Bertha freilich alle Hoffnung auf. Sie stand auf, sie verbarg dem Grafen ihr Auge, und ging hinaus. Nach einigen Minuten ließ sie dem Grafen sagen, sie habe Besuch bekommen. Der Graf ging, und Bertha versank wieder in Klagen, Thränen, Seufzer, und schwärmerische Träume.

So oft der Graf kam, war Bertha gezwungen, ruhig zu scheinen. Sie zitterte mit jeder Minute vor der Frage des Grafen: was werdet Ihr thun, Bertha? Die arme Bertha war in einem dunkeln Abgrunde von Ungewißheit, indem sie von nichts Gewißheit hatte, als davon, daß sie unglücklich war. Der Graf fragte aber nicht, was werdet Ihr thun, Fräulein? Er sah Bertha's heimliche Thränen, er sah, wie tief Berthan Egberts Verlust schmerzte: er wollte ihrem Geiste erst Zeit geben, sich von den drückenden Fesseln des Grams loszureißen; er wollte erst Egberten Zeit geben, die Bande, die ihn an Agnes fesselten, unzerreißlich zu machen. Er schien gar nicht zu wissen, daß Bertha weinte. Er staunte die Größe ihres Gei-

stes an, der den Verlust Egberts so männlich tragen konnte. Nein, sagte er: was Ihr auch sagen möget, Egbert reichte nicht an Euren Riesengeist, Bertha. --- Ach, dachte Bertha dann: könntest du in mein Herz sehen!

So schwebte Bertha Wochen lang in Zweifel, was sie machen sollte; die heißesten Thränen, die ihr Auge Nachts weinte, bestraften die Ruhe, die sie am Tage hervorzwang, und auch selbst diese geheuchelte Ruhe zerriß ihr Herz. Endlich war sie entschlossen. So sey es denn! sprach sie einen Abend zu sich selbst: liebt er sie, so --- ihre Thränen flossen heißer, wie sie das sagte --- so sey sie sein Weib! O Egbert! Egbert! Und, o Gott! wenn meine Thränen den abgestorbenen Keim seiner Liebe gegen mich wieder beleben könnten! O Gott, zu seinen Füßen --- O armes Herz! was wirst du leiden! --- Und soll ich unglücklich seyn; soll denn mein Leben der Raub einer endlosen Liebe und eines endlosen Elends werden, so --- ihre Augen funkelten, ihre Arme hoben sich --- so will ich wie Bertha sinken, groß, ohne Klage!

Sie sandte einen Boten zu Egbert, und ließ ihn bitten, zu ihr auf den Schneestein zu kommen.

Während Bertha jammerte, zog Egbert mit Agnes im Triumph von einer eroberten Burg zur andern, und überall huldigten die Unterthanen Ag-

nes von Sporken, und nach jeder Huldigung sank Agnes in Egberts Arme, und ihre Blicke, ihre Liebkosungen gaben ihm die Huldigungen zurück, die sie empfangen hatte. Welch ein Paar! flüsterten alle Menschen, wenn Agnes mit Egbert auf dem Balkon erschienen; hinter Agnes die Menge Zofen, und die Herolde mit den Stammfahnen, Egbert in Waffen mit Agnes Farbe. Der edelste Mann! das sanfteste Weib! --- Das sanfteste, das beste Weib, flüsterte Egbert selbst der Menge nach, wenn er einen Blick auf sie warf, wie sie da stand, beschämt, mit den demüthigen, sanften, furchtsamen Blicken, jedem zulächelte, sich tief gegen die Menge verneigte, und bei jedem Huldigungsruf sich weinend an den Busen ihrer Mutter warf!

Auf einer dieser Burgen traf Bertha's Bote Egberten. Egbert erschrack ein wenig, wie er den Boten erblickte. Er kannte ihn. Er nahm ihn allein, und Egbert sandte ihn zurück mit dem Versprechen zu kommen.

Den andern Tag verließ Egbert Agnes. Sie wollte ihn nicht aus ihren Armen lassen; sie konnte nicht aufhören zu weinen; sie ahnete tausenderlei Unglück, das ihn treffen könnte. Sey kein Kind, Agnes, sagte Egbert zärtlich: ein paar Tage gehen bald vorüber. Wo will ich unglücklich seyn? sey ohne Furcht, Agnes!

Egbert, Egbert, ich fürchte, weil ich dich liebe. O bleib nicht lange; mein Herz schlägt unruhig, wenn ich dich eine Stunde nicht sehe; wie soll ich Tage lang deine Abwesenheit ertragen! Egbert versprach zu eilen. Agnes wurde bleich, wie er sie aus seinen Armen ließ; sie eilte noch an sein Pferd, sie sah ihn noch mit thränenden Augen an. Bleib nicht lange, Egbert! und dahin flog er.

Jetzt stand er jenseits am Rhein. Dies ist der Weg zu Bertha! seufzete er: o menschliches Herz! Und was will Bertha? Unruhig und langsam ritt er den Weg, den er sonst fliegend und mit Entzücken jagte. O menschliches Herz! rief er noch zweimahl. Zitternd ritt er über die Zugbrücke. Bertha stand am Fenster. Eine Todtenblässe goß sich über ihr Gesicht, da sie ihn erblickte. Egbert stieg ab, und ging mit einer ängstlichen Empfindung die Stufen vor der Burg hinauf. Das Fräulein ist oben! sagte ihm eine Zofe, und sah ihn neugierig an. Langsam ging er die Treppe hinauf. Eine Minute stand er an der Thüre des Gemachs, ehe er es öffnete.

Endlich öffnete er das Zimmer und trat hinein. Bertha stand da am Tische. Ein leichtes Zittern fuhr durch ihre Glieder, da sie die erste Bewegung der Thüre sah. Sie wurde bleich, da sie ihn sah, und auch Egbert erblaßte. Er blieb verlegen an der Thüre stehen. Egbert! fing Bertha stammelnd an:

Egbert bin ich dir gar nichts mehr? Egbert schlug einen Blick auf sie. Sie wollte lächeln, und ihr Lächeln verfinsterten ein paar Thränen, die über ihre Wangen rollten.

Bertha! Ludwig von Mannsfeld sagte mir --

Die Unwahrheit, Egbert, sagte er dir.

Die Unwahrheit? --- Gott, Bertha! die Unwahrheit? Um aller Heiligen willen! die Unwahrheit? Er faltete die Hände, sein Blick sank schwermuthsvoll auf den Boden.

Und du liebst Agnes, Egbert? ---

Bertha, Bertha! Ich Unglücklicher! o Gott, ich zehnfach Unglücklicher!

Und du liebst Agnes, Egbert? fragte Bertha ruhiger.

O Bertha, Bertha! er sank zu ihren Füßen; o Bertha, verzeihe! verzeihe!

Und liebst du Agnes, Egbert? Rede, Egbert!

Ich liebe Agnes! sagte er sanft und leise, und sah wie zernichtet vor sich nieder.

Und Bertha konntest du verlassen? Bertha verstoßen?

Gott, Bertha! Bertha! Graf Ludwig ---

Du liebtest doch Agnes schon, wie Ludwig — sie vermochte nicht weiter zu reden; Thränen erstickten ihre Stimme. Sie verließ das Gemach, und ließ Egberten in der tiefsten Verzweiflung zurück.

Am Abend kehrte sie zu Egbert zurück. Egbert bleib einige Tage hier! — Bertha verzeihe! rief Egbert. Bertha wollte etwas sagen; sie legte die Hand auf die Brust, hoch flog die Hand empor von der schlagenden Brust, und ihre Thränen flossen. Sie ging.

Den andern Tag hatte Bertha allen Muth gesammlet, dessen ihr Herz fähig war. Sie ging zu Egbert. Ich komme nicht, dir Vorwürfe zu machen, lieber Egbert; aber sey aufrichtig gegen mich. Das einzige, was ich fordre. Egbert stand da wie versunken. Schon diese Nacht hatte er in Unfrieden mit sich selbst zugebracht. Er fühlte, daß Bertha Recht hatte, ihm Vorwürfe zu machen; er fühlte, daß Bertha gerechte Ansprüche auch noch jetzt auf seine Treue hatte; zu gleicher Zeit hatte er jetzt zum ersten mahle, bei dem siebenfachen Schleier, mit dem Bertha es verhüllte, gesehen, wie theuer er Bertha's Herzen war, wie innig ihn Bertha liebte, und ach! jetzt, da er über diese Entdeckung seufzete, da sie ihm Thränen kostete, da sie sein Herz tausend mahl zerriß, so wie sie sonst sein höchster Triumph gewesen wäre.

Sey aufrichtig gegen mich, Egbert! sagte Bertha, und Egbert legte seine Hand auf das pochende Herz.

Liebst du Agnes?

Ich liebe sie.

Mehr als mich?

Gott, Bertha, ich liebe Agnes!

Und getrennt von ihr, würdest du nicht glücklich seyn?

Nein!

Auch nicht in diesen Armen, Egbert? --- Antworte ruhig. Sie selbst zitterte.

Bertha, laß mich reden; ich muß reden. Agnes, o du kennst diese Agnes nicht: ihr weiches, sanftes, furchtsames, warmes Herz hat nur mich, Bertha, allein auf der weiten Welt nur mich. Sie athmet, sie denkt, sie fühlt, sie lebt in mir. Bertha, mein Scheiden würde Agnes Leben zerstören. Sie, sie kann nicht leben ohne mich. Sie ist eine Ranke, die sich an einen Baum geschlungen hat, und mit der Zeit fest in seine Rinde gewachsen ist: du kannst den Baum nicht wegreißen, ohne nicht die Ranken zu zerstören. Bertha, habe Mitleiden mit Agnes!

Egbert, und nicht mit mir? Bin ich nicht dein wie Agnes? lebe ich, fühle ich, denke ich nicht so gut in dir als Agnes? Egbert, ich bin was Agnes ist.

Nein, Bertha, nein! Sieh, du redest doch jetzt noch, du denkst noch; das könnte Agnes nicht. Agnes wäre jetzt schon an deiner Stelle zernichtet. Nein, Bertha, du warst neben mir nichts als ein schöner, voller, kraftvoller Baum, nur mit seinem Nachbar aus einer Wurzel entsprossen. Haue den Nebenbaum ab; er wird einige Tage trauren, und dann desto freier, desto stärker gen Himmel steigen. O Bertha, er warf sich zu ihren Füßen; für dich, Bertha, wollte ich mich scheiden von allem, was Menschen lieb ist; ich wollte in einer öden Wüste leben, wo sogar meine eigene Stimme verstummte; ohne Hoffnung wollte ich für dich leben, und dennoch glücklich seyn, weil ich es für Bertha thäte. Das könntest auch du, Bertha; denn uns bleibt unser Geist, unser Muth, auch die Unmöglichkeit möglich zu machen, neue Gesetze für unsere Herzen zu schaffen, nach denen sie fühlen sollen O Bertha, wann wäre dir das Glück, oder doch mindestens die Ruhe nicht möglich. Du bist mehr Mann als ich! aber Agnes, Agnes, — hat nichts als ihre Liebe, nichts als ihr weiches Herz; voll Jammer, oder voll Freude. Ach, sie ist nicht einmahl des Wunsches fähig glücklich zu seyn, wenn ihr Herz von meinem gerissen würde. Bertha, Bertha! —

Bertha stand da groß und edel. Ihr Auge flammte, ihre Wange glühte, ihre Brust pochte stolz,

ihre Stellung ward größer. Sie reichte schweigend Egberten die Hand. Ruhig, Egbert! ruhig! --- antworte! setze den Fall, Egbert, Agnes stürbe in diesem Augenblick, oder sie wäre anders, oder --- laß Agnes jetzt weg! --- würdest du mit den Gefühlen deines Herzens noch glücklich in Bertha's Armen seyn können? Keine Schmeichelei! ich hasse sie. Glaubst du das? ---

Bertha, Agnes Verlust würde meinem Herzen unendlich viel kosten: aber, Bertha, sey nicht zu demüthig; wer würde in deinen Armen unglücklich seyn. Tröstet nicht der erquickende Trost der Freundschaft in jedem Schmerz; welche Wunde könnte nicht ihr linder Hauch kühlen, welche Begierde ihr Ton nicht beruhigen? Bertha, in jedem Unglück würde ich freiwillig zu deinen Füßen fliehen, und aus deinen Blicken mir Muth und Ruhe hohlen, große Bertha!

So meinte ich es nicht, Egbert: doch es sey; ich verstehe dich. --- Noch eins! glaubst du von mir, daß ich fähig wäre, deine Verbindung mit Agnes zu zerreißen?

Nein, Bertha, des bist du nicht fähig! nein, Bertha, und wenn du mir es selbst sagtest, ich würde es nicht glauben.

Jüngling! wer wars, der nicht glauben wollte, daß Bertha Egberten untreu seyn könnte, und wenn er sie in den Armen des schönsten Mannes sähe, und wer glaubte es beim ersten, kleinsten, unwahrscheinlichsten Anlaß? Egbert, antworte!

Ich wars! ich wars! Bertha, ich kenne deinen großen Geist, deinen Edelmuth; aber wer kennt alle Keime der Liebe eines menschlichen Herzens! Ich weiß, wie Bertha denkt, wie Bertha handelt; allein ich weiß nicht immer wie Bertha fühlt.

Nun, Egbert, also noch einmahl, du glaubst nicht, daß ich Agnes unglücklich machen werde, durch eine Trennung von dir?

Nein, Bertha, ich weiß das. —

Nun, Jüngling, so halte dich fest an diesen Glauben; was ich auch sage, was ich auch thue. Halte dich fest an diesen Glauben, Egbert! willst du?

Ich will!

Und dann, bleib noch einige Tage hier, und in diesen wenigen Tagen, gehorche mir, thue das alles, was ich dir sage, und was es auch deinem Herzen kosten mag, und vergiß nicht, daß ich Bertha bin. Es soll die ganze Belohnung meiner unendlichen Liebe gegen dich seyn.

Bertha, sende mich an die Pforten der Hölle; ich sprenge sie für dich auf, und stürze mich hinein.

Bertha reichte ihm die Hand. Graf Ludwig kommt. Mache ihm keine Vorwürfe! Leb wohl. Sie küßte seine Wange, eine Thräne aus ihrem Auge trennte sie; sie ging und ließ Egberten in dem unangenehmen Gefühle zurück, daß Bertha alles that, und er für Bertha nichts, gar nichts.

Nicht der kleinste Zweifel nahte sich seinem Herzen, nicht der kleinste Zweifel an Bertha's Größe, und er entschloß sich, ohne Widerrede alles zu thun, was sie von ihm foderte. Er merkte, daß Bertha etwas Sonderbares mit ihm vor hatte; allein noch wußte er es nicht, was. Heimlich sandte er einen Reutersknecht an Agnes, und ließ ihr sagen, nur noch wenige Tage ruhig zu warten. Er würde sobald als möglich kommen.

Der Reitknecht kam im Rosenthale an; Agnes erblickte die Feldbinde, und sie stürzte den steilen Felspfad wie ein Sturmwind hinab dem Boten entgegen. Ist Egbert gesund, Wolf? --- Gesund, Fräulein; er sagte seine Botschaft.

Und wo ist er?

Auf dem Schneesteine, bei Bertha von Erthal.

Bei Bertha? fragte Agnes eilig, und ihre Blicke bedeckten eine Wolke. Bei Bertha?

Sie fing an den Reuterknecht auszufragen, und hörte, daß Egbert traurig gewesen sey, daß Thränen in seinen Augen gestanden hätten, wie er ihn an Agnes abgesandt hätte. Lauter Nachrichten, die Agnes furchtsames Herz mit einer unbegreiflichen Aengstlichkeit erfüllten.

Bei Bertha? fragte sie sich jeden Tag hundertmahl: bei Bertha ist Egbert? --- Sie ging täglich zehnmahl den Weg nach Arzbach hinab, und immer noch kam er nicht, und immer noch hatte sie keine Nachricht von ihm. Mit jedem Tage wurde die Last auf ihrem Herzen drückender! Thränen bedeckten ihr Auge, Kummer ihre Stirn, der Schlummer floh sie; wenn Nachts der Sturm die Eichen auf der benachbarten Höhe zusammen stieß, so eilte sie ans Fenster. Es war der Hufschlag seines Rosses; wenn eine Stimme im Thale schallte, so flog sie ans Fenster, und sah nach ihm hinaus: es war seine Stimme gewesen. Kam sie von Arzbach zurück, so flatterten ihr ihre Tauben entgegen, und bewillkommten sie mit Flügelschlägen. Sie falltete die Hände, und Thränen standen auf ihrer Wange! sie merkte die Tauben nicht. Warf der Wind die Regentropfen an ihr Fenster, so sprang sie auf. Sie sah ins Thal hinab, den Weg, den er kommen mußte, und weinte, daß er naß wurde, und immer kam er nicht. Ach! ach! immer kam er nicht!

Agnes sey doch ruhig, rief die Mutter: er wird ja kommen. Wer weiß, welch eine Begebenheit ihn hält? Sagte er dir nicht, wohin er wollte? --- Agnes schüttelte mit dem Kopfe, und dachte mit Zittern: bei Bertha ist er!

Endlich widerstand sie nicht länger. Sie ging hinab in das Vorsprungshäuschen. Hier saß der alte Ludolph, ihres Vaters treuster Knappe, treu wie der Hund, der an seinen Füßen lag, sich und seinen Herrn wärmte.

Mein guter Ludolph, fing Agnes bittend an: wolltest du mir wohl einen Gefallen thun.

Fräulein Agnes, das ist keine hübsche Frage: mein Blut ist Euer.

Du weißt, Egbert ist fort; wolltest du ihn wohl aufsuchen? Er ist, aber verschweig das ja --- er ist auf dem Schneesteine bei Bertha von Erthal. Geh dahin, Ludolph, sieh, ob er gesund ist, und dann komm wieder, und berichte mir. --- Ach, Ludolph, und erkundige dich einmahl, was er dort bei Bertha macht?

Soll geschehen, mein gutes, liebes Kind. Ich soll ihn selbst darum fragen? -

Nein! nein! ach, Ludolph, mir ist so bang! nein, ganz heimlich erkundige dich nach ihm. Melde dich bei ihm nicht! und bring mir Nachricht.

--- Es könnte ihm wehe thun, wenn ich dich sendete.

Wehe thun? das muß ihm wohl thun, Fräulein, Ich will gehen!

So gehe, gehe sogleich. Und wenn du etwan erfährst, ob er viel mit Bertha geht, redet; ob er ihr zulächelt. Ach, Ludolph, nein, das wird er nicht! nein, nein! das laß nur. Geh und sieh, ob er gesund ist.

Laßt mich nur machen. Ihr sollt Nachricht haben!

Der alte Mann machte sich bereit und ging.

Ludwig war indeß auf dem Schneesteine angekommen. Er trat ins Zimmer, er sah Egbert bei Bertha, und verfärbte sich. Er wurde noch unruhiger, wie er die Ruhe sah, mit der Bertha redete, die Ruhe sah, mit der Egbert antwortete. Er stand da, zum erstenmahl in seinem Leben, ohne Worte, ohne Besinnung, ohne Muth.

Endlich verließ Egbert das Zimmer. Nun, Graf, so ganz stumm? fragte Bertha lächelnd.

Eure Zauberei macht mich stumm, Fräulein. Egbert hier, bei Bertha?

Dünkt Euch das so sonderbar? Ich sandte einen Boten, und ließ ihn kommen.

Und Agnes? Bei Gott, Fräulein! wie habt Ihr ihn gefunden?

Wie ich ihn finden wollte: meiner werth. Ihr hattet Recht, er liebt Agnes, mehr als Ihr selbst wißt; er liebt sie unsäglich; er fühlt sich ohne sie elend.

Und dennoch ist er hier! und dennoch schien er ruhig?

Er ist bei Bertha. Ich sagte Euch, Graf, Egbert mag Agnes lieben; aber er ist Bertha's; er ist mein, und wird mein bleiben. Ich kannte Egbert.

Und auch Egbert kennt Bertha: er weiß wie edel Ihr seyd.

Wißt Ihr, was ich thun werde?

Etwas großes gewiß, das weiß ich. Und selbst das Größeste, das man ahnen könnte, ist Euch dennoch zu klein. Ihr seyd einzig und allein Bertha!

Und dieses mahl möchtet Ihr mich dennoch verkannt haben!

Gewiß nicht, Fräulein; thut was Ihr wollt, mein Herz verkennt Euch nicht. Ich bete Euch an, und so werdet Ihr handeln.

Ich werde in einigen Tagen Egberts Weib seyn.

Der Graf Ludwig wurde blaß, er zitterte, er sah auf Bertha, und schlug seinen Blick zu Boden, weil sie ihn scharf ansah. Fräulein, sagte er bebend:

Ihr Egberts Weib? und Agnes? und Egbert? Fräulein, bedenkt —

Fangt Ihr schon an zu gestehen, daß ihr mich verkannt habt?

Es sey! werdet Ihr Egberts Weib, so handelt Ihr edel. Ich habe Euch dennoch nicht verkannt, wenn ich Euch gleich nicht begreife. Aber Ihr sagt das so zuversichtlich, als ob Egbert kein Herz hätte.

Egbert liebt Agnes unsäglich; Egbert weiß nichts davon, daß ich sein Weib werden will; Egbert aber ist Bertha's Eigenthum. Er wird meine Hand nehmen.

Fräulein, Egbert liebt Agnes? ist das wahr?

Egbert liebt Agnes unsäglich. Noch mehr, Egbert hat Agnes versprochen, sie soll sein Weib seyn.

Egbert weiß nichts davon, daß Ihr ihn heyrathen wollt?

Noch nicht ein Wort, Graf. Er ahnt es auch nicht; allein wozu auch? Ist es doch Zeit genug, wenn ich ihn in die Kapelle zur Trauung führe.

Fräulein, und Ihr könnt hoffen, daß Egbert seine Einwilligung ---

Hoffen? wer sagt hoffen? Ich weiß --- denn Egbert ist Bertha's Eigenthum. Wie oft habe ich Euch das gesagt!

Fräulein, Ihr irrt zum ersten mahle.

Bertha rief ihre Zofen. Ruhig sagte sie: macht meinen Brautschmuck bereit; sagt dem Schloßpater, daß die Kapelle bereitet werde. In wenigen Tagen kommt mein Vater, und dann wird sogleich meine Heyrath mit Egbert von Montabor gefeyert. Die Zofen gingen.

Auf einmahl erscholl die Burg von dem fröhlichen Geschrei der Zofen und der Knechte. Bertha stickte ruhig weiter; Ludwig trat an ein Fenster, und biß voll Verdruß die Lippen. Er ging hinaus, um sich zu erholen. Er ging durch die Säle, und jetzt sah er, wie geschäftig der Burgvogt die Leute anwieß, den Saal zu schmücken, wie das fröhliche Gewühl sich die Treppe hinauf und hinunter drängte. So ist denn alles nichts, und ich bin unglücklich! rief er.

Egbert, von dem Getümmel aufgeschreckt, trat auf den Saal. Der Bräutigam! zischelte eine Magd der andern zu, und Ludwig runzelte die Stirn.

Was bedeutet das Getümmel? fragte Egbert den Grafen.

Das wißt Ihr nicht? sonderbar! Es sind Zubereitungen zu Eurer Hochzeit mit Bertha.

Egbert erblaßte, und versank in sich.

Ihr erblaßt, Ritter Egbert? Ist es möglich, daß Ihr vor diesem Tage zittert, und ihn dennoch nicht hindert?

Ist es wahr? fragte Egbert mit erstickter Stimme: ist es wahr? woher wißt Ihr es?

Von Bertha selbst!

Jetzt trat Bertha in den Saal. Egbert, sagte sie: ich werde in wenig Tagen dein Weib seyn. Sobald mein Vater kommt!

Egbert konnte nicht antworten. Er warf sich Bertha zu Füßen; Thränen standen in seinen Augen; er küßte ihre Hand und schwieg.

Egbert, wirst du Bertha gehorchen?

Ich thue, was du willst, Bertha! antwortete Egbert mit leisem Laute.

Und was sagt Ihr nun? fragte Bertha Ludwigen, wie sie mit ihm allein war.

Ich sage, Fräulein, daß Ihr Recht hattet. Egbert ist Euer; aber Fräulein, auch Egberts Herz? das frage ich. Habt Ihr gesehen, wie er erblaßte? wie seine Stimme ihm versagte? wie er mit der Verzweiflung rang?

Und dennoch mein! Seht Ihr, Graf, und dennoch mein! und wenige Tage werden mir auch sein Herz wiedergeben!

Fräulein, ich fürchte, Ihr werdet diesen Triumph bereuen.

Wie klein Ihr mich haltet, Graf! Bertha bereuen? wie klein!

Fräulein, nicht klein; allein Ihr kennt Agnes nicht; Ihr Zustand wird Euch Thränen der Reue erpressen.

Agnes wird ihn vergessen, Egbert sie, und wir werden glücklich seyn. Glaubt mir, Graf, daß ich jede Thräne gewogen habe.

Ludwig legte die Hand an die Stirn: Fräulein, auch meine? auch meine Thränen? auch meine Verzweiflung, Euch zu verlieren?

Eure? wie so? das höre ich jetzt zum ersten mahl.

O Fräulein, Gott! wie bitter, wie grausam Ihr spottet. Wie zärtlich, wie unendlich habe ich Euch geliebt! wie unendlich liebe ich Euch noch! und nun Euch verlieren? nun? da ich glaubte, Ihr solltet frey seyn?

Graf, wie ich sehe, so war das Gewebe Euer Vorsatz? nicht Zufall? Graf Ludwig, heimlich handeln ist der Weg zu Bertha's Herzen nicht. Ihr seyd einen falschen Weg gegangen. Ich hielt Euch für meinen Freund; der waret Ihr nicht. Ein Glück, daß ich Euch mit Eurer Liebe entschuldigen kann. Ich achte Euch, Graf, und hätte Euch ungern verlohren; aber Heimlichkeit, Ueberlistung hasse ich. Ihr hieltet mich also für eitel, und wolltet mich

mit Schmeichelei meiner Größe fangen? Graf, noch einmahl, laßt uns Freunde seyn.

Nein, Bertha, wahrlich nicht! ich halte Euch nicht für kleiner als ich Euch sagte. Ich halte Euch für das größte, für das edelste Weib, ob wohl ich Euch jetzt nicht begreife. Der Zufall leitete alles; ich hielt ihn für den Wink meines Glücks, und wie fürchterlich habe ich mich betrogen! Thränen standen bei diesen Worten in seinen schönen Augen.

An diesem Tage kam der alte Ludolph von dem Schneesteine an. Er setzte sich am Burgbanne nieder auf die Pilgerruhe, und sah den Weg nach dem Vorsprungshause hin. Bald kam eine Magd und brachte ihm Brodt und einen Krug Moselwein. Ihr sitzt an einem glücklichen Tage hier, Alter, sagte die Magd: kommt mit in den Vorsprung, und ihr sollt warm Essen erhalten.

Gott beglücke das Fräulein Bertha von Erthal! sagte der Alte, und trank. Recht, Alter, das trinkt noch einmahl, und setzt hinzu, und ihren Liebsten Egbert von Montabor!

Ist das ihr Liebster? fragte der Alte bedächtig, und die Magd erzählte von Bertha's nahem Hochzeittage, von den Anstalten zum Feste. Der Alte erstarrte. Er ging mit in den Vorsprung. Hier hörte er von allen Lippen dasselbe. Er sah die grü-

nen Tannenbäume und die Birken, welche die Knechte bunt schälten, um damit die Kapelle auszuzieren. Gott gebe allen Glück und Heil! rief der alte Mann: und jedem ungetreuen Liebhaber Tod und Verderben! Alle Knechte tranken die Gesundheit mit, und Ludolph machte sich zitternd auf den Heimweg.

Den andern Tag kam er endlich bei der Arzbacher Warte wieder an. Da saß Agnes schon auf einem Hügel. Kaum erblickte sie den Alten, so sprang sie auf und lief ihm entgegen. Ist er gesund, Vater? ---

Gesund und wohl!

Gott Lob und der heiligen Jungfrau! Hast du ihn gesehen?

Nein! Liebes Fräulein, wenn Ihr versprecht nicht zu erschrecken, so will ich Euch etwas sagen.

Agnes wurde weiß wie ihr Gewand.

Ihr haltet den Ritter Egbert für einen edlen Mann, und ich halte ihn für einen Schurken, wie der liebe Gott einen auf Erden duldet Aber, Agnes, Ihr erschreckt doch! nein, das ist nichts. Sonst sage ich nichts mehr.

O sprich, sprich, Ludolph! was ist? Sie hielt sich zitternd an seinen Arm: ach! nicht wahr, Bertha --- Bertha --- nicht wahr?

Wißt Ihr es schon, Fräulein? --- Es ist wahr, Egbert heyrathet Bertha von Erthal.

Agnes schlug bleich und starr hinten über. Der alte Mann erschrack daß er zitterte. Er beschäftigte sich mit den armen Mädchen, er rieb ihre Schläfe, er holte Wasser aus dem Bache, und endlich kam sie wieder zu sich.

Sie saß auf dem Boden, und neben ihr der Greis. Er unterstützte sie mit seinen zitternden, schwachen Händen. Agnes sah ihn mit dem Ausdrucke des höchsten Leides an. Ihr Auge war starr und wie gebrochen, ein Bild ihres Herzens. Sie sprach nicht, sie gab kein Zeichen, so oft der Alte sie auch bat, doch nur ein Zeichen von sich zu geben, daß sie lebe. Sie wandte blos die starren Augen auf ihn, und sah ihn lange und nachdenkend an.

Er wollte sie vom Boden aufheben, und konnte nicht. Sie war starr und blieb starr, saß da, und betrachtete den Alten, der sich um sie ängstete, weinte, betete, und auf Egbert fluchte. Er sah sich überall um, ob er nicht irgend einen Menschen erblicken könnte. Vergebens. Es war niemand in der ganzen Gegend. Folgt mir doch nur bis Arzbach, liebes Agneschen! Sie schüttelte still den Kopf, und blieb sizzen.

zen. Ich will nach Arzbach gehen, und Leute holen! Sie hielt ihn am Arme fest.

Jetzt sah sie ihn freundlich an. O Gott sey Dank! rief er: Gott sey hoch gelobt! Ludolph! --- Ich habe eine Bitte an dich --- bring mich nach dem Schneestein --- ich will ihn sehen. --- Der alte Mann gab sich, aber vergebens, alle Mühe, sie zurück zu halten; er weinte, er flehte, er zeigte ihr sein graues Haar: Agnes blieb bei ihrem Vorsatz, nach dem Schneestein zu gehen. So kommt erst zurück, daß Ihr Euch anders kleiden könnt. Sie schüttelte den Kopf, und bat noch einmahl, sie zu begleiten. Was sollte der Greis machen? In Gottes und aller Heiligen Namen, Fräulein: bis ans Ende der Welt!

Sie gingen beide die Höhen hinan. Agnes, immer die starren Augen vorwärts gerichtet, so eilig sie konnte, und Ludolph immer mit den innigsten Bitten, umzukehren. Sie hörte nicht, sie sprach nicht, sie ging vorwärts, immer durch Gebüsch, Dorn und Gebürg. Der Abend war da, und noch waren sie nicht auf dem Heerwege, der zum Rhein führt.

Agnes war ermüdet, sie sank unter einen Baum, und ihre Augen blieben starr und lebenlos, wie sie gewesen waren. Ludolph zündete Feuer an, trug Blätter und Moos zusammen, und bereitete, sanft weinend, seinem Fräulein ein Lager. Er bat sie, sich

nieder zu legen. Sie legte sich, ohne ein Wort zu sagen, nieder. Er bedeckte sie mit seinem Mantel, setzte sich ans Feuer, schürte das Feuer nach, immer seinen Blick auf Agnes geheftet. Bleich lag sie da, die Augen verschlossen. Ihre schlagende Brust, ihr schneller Athem verrieth allein das Leben, und die Angst, welche ihr Herz folterte.

Die Nacht sank hernieder, und der Greis zündete rund um Agnes her kleine Feuer an, um sie von allen Seiten zu erwärmen. Es war schon im späten August. Sie lag still wie ein gebundenes Lamm. Mit dem ersten Morgenstrahl rief sie: nun! Sie sprang auf, und stand da, ein mitleidenswürdiger Anblick. Ihre Locken flogen jetzt wild um ihre Schultern, Blätter, Moos und Grashalme hingen in den Locken. Ihr Gesicht war kalt und starr und bleich, ihre Augen wie gefroren. Nun! laß uns gehen! das sagte sie.

Laßt uns erst beten, Fräulein! sagte der alte Mann weinend. Sie schüttelte den Kopf. Lieber Gott, Agnes, betet um Heil und Trost für Euch; wiederholte der Greis. Sie stand noch ohne Theilnahme da. O Gott! sagte er laut weinend, und faltete ihre Hände. Bete, mein Kind! und nun betete er zu Gott um Trost für Agnes. Agnes ließ es geschehen. Er gab ihr etwas Brod und holte in einer Blechkappe etwas Wasser. Iß und trink,

meine Tochter! dann wollen wir gehen! Sie trank heftig, essen wollte sie nicht.

Sie gingen. Agnes war ermattet. Sie ruhete oft unterwegs, und erst gegen Abend kamen sie in das Thal an dem Rhein unter dem Breitenstein. Hier führte sie Ludolph in eine Pilgerhütte. Hier legte er sie auf das Lager, und Agnes schlief bald ein. Der Greis saß an ihrem Lager, und betrachtete und betete für sie. Sie fuhr im Traum oft auf, und Bertha! Egbert! riefen ihre todten Lippen eins ums andere. Ein Klosterbruder brachte ihnen Essen und einen Becher Wein. Sie setzte ihn an die Lippen und trank einige Tropfen, und aß auch ein wenig Brühe.

Mit dem Sonnenaufgange brachen sie auf. Sie ging unter den Felsen weg. Immer langsamer wurde ihr Gang. Die Füße schmerzten sie. Sie setzte sich an das Ufer des Rheins in den Schatten eines Felsen, bis der Kahn kam, sie hinüber zu tragen. Endlich kam der Kahn. Sie setzte sich hinein, und neben ihr der Greis. Sie streckte den Arm lächelnd in die Fluth. Ludolph ergriff sie mit einem heftigen Zittern: Agnes! Agnes! bedenkt Euer Seelenheil! Sie drehete sich nach ihm um, sah ihn an, und sagte leise: wie wohl würde mir seyn! Nun stand der Kahn. Sie stieg mit Hülfe des Alten aus, und nun ging

Ludolph mit ihr die Mosel hinan. Sie war noch matter geworden. Ludolph führte sie in eine Pilgerhütte vor einem Kloster. Hier blieben sie den Tag und die folgende Nacht. Agnes sprach wieder, und Ludolph mußte ihr nun alles erzählen, was er wußte. Sie hörte aufmerksam zu, schüttelte zuweilen den Kopf, und legte die Hand auf ihr Herz. Das war alles. Dann legte sie sich auf ihr Lager. Ludolph, der sich zuweilen über sie beugte, hörte sie leise für sich reden, und er fiel auf seine Knie und betete für sie zu allen Heiligen.

Am andern Morgen, wie sie hinter dem Berge hervor von der Mosel abbogen, zeigte Ludolph mit der Hand in die Höhe: dort ist der Schneestein! Agnes sah hinauf, und zitterte. Sie wurde bleicher, sie mußte sich an Ludolph halten. Laß uns eilen! sagte sie, und ging wieder schneller vorwärts, die felsigten Pfade auf und ab. Da langten sie endlich vor dem Burgbann an. Hier setzte sie sich auf die Pilgerruhe. Ihr Herz schlug sichtbar. Fräulein, fing der Greis an: ich bitte Euch. Sie legte ihre Wange an seine Brust, und schwieg still. Es war als ob das ganze Leben still stünde.

Und dieser Tag, an dem das unglückliche Mädchen auf der Pilgerruhe saß, dieser Tag, da sie trostlos, leblos, die steinigten rauhen Pfade ging, dieser Tag war Bertha's Hochzeittag. Ihr Vater war

war heim gekommen, und schon längst gewohnt, Bertha's Willen zu erfüllen, hatte er seine Einwilligung zu allem gegeben, was Bertha wollte.

Egberts Angst zerrann jedesmahl unter dem lächelnden Blicke Bertha's. Halte dich fest an deinen Glauben von mir, Egbert! sagte ihm Bertha noch den letzten Morgen. Bertha war geschmückt; auf Bertha's Locken zitterte der bräutliche Mirthenkranz. Egberts Herz zitterte, Ludwigs Herz zitterte, wenn sie den Kranz sahen. Ich Unglücklicher! rief Ludwig: ich Unglücklicher! rief Egbert. Bertha allein war ruhig. Zwar hatte sie früh eine Stunde auf den Knien mit nassen Augen gelegen, und Gott um Stärke gebeten, ihren Vorsatz auszuführen; allein sie war ruhig.

Auf einmahl ertönte die geweihte Glocke der Kapelle. Bertha wurde blaß, Ludwig und Egbert erblaßten, und Agnes auf der Pilgerruhe fuhr auf: o Gott! da läutet eine Glocke, Ludolph! laß uns gehen. Sie eilte den schmalen Pfad hinan. Hinter dem Vorsprungshause traf sie auf den Fußpfaden Menschen. Ein Mädchen fragte Agnes: wollt Ihr auch für Bertha von Erthal beten?

Für Bertha von Erthal? fragte Agnes ängstlich.

Ja; denn jetzt vereinigt sie das heilige Sakrament der Ehe mit dem edlen Egbert von Montabor! Hört ihr nicht die Brautglocke? Agnes hielt sich an dem Geländer, das am Abschuß des Felsens stand,

und die Menschen eilten vorwärts. Sie sah verzweifelnd an den Abgrund. Ludolph umfaßte sie Laß uns etwas ruhen, sagte sie. Sie setzte sich an die Felswand.

Mit eben der Aengstlichkeit ergriff endlich Bertha Egberts Hand, und mit der Angst eines Gefolterten folgte Ludwig dem zitternden Paare. Sie gingen über den Burghof zu der Kapelle. Die Thüren öffneten sich. Der Pater stand vor dem Altare. Egbert war bleich wie der Engel auf dem Altare; Bertha zitterte, Ludwig verbarg seine Augen. Sie standen vor dem Altare. Endlich! fieng Bertha bebend an: dein Glaube an mich, Egbert, hat nicht gewankt. Ich entsage deiner Hand jetzt freiwillig. Geh und sey glücklich mit Agnes von Sporken! Egbert sank vor Bertha hin auf die Knie. O Bertha! Bertha! ich bete dich an. Nein! rief Bertha: bete zu Gott, wie ich selbst, um Standhaftigkeit für mich, Ludwigen von Mannsfeld zu lieben. Sie sank neben Egbert auf die Knie vor dem Altar.

In diesem Augenblick stürzte Agnes in die Kapelle, durch die kleine Thüre seitwärts vom Altare. Sie sah Egbert mit Bertha auf den Knien vor dem Altare, den Brautkranz in Bertha's Haaren, Egbert in festlichem Gewand. Egbert! schrie sie mit dem durchdringenden Tone der wildesten Verzweiflung, und stürzte zu seinen Füßen. Egbert schrie auf, und ergriff Agnes; Bertha erblaßte, Graf Ludwig sprang zu, denn Egbert schwankte unter seiner süßen Last. Ludolph drängte sich durch die Menge, mit lautem Weinen. Man trug Agnes leblos auf die Burg.

Endlich kam sie zu sich. Bertha kniete an ihrem Bette; Bertha und Egbert. Bertha ergriff Agnes Hand und drückte sie an ihre Lippen, und dann legte sie diese Hand in Egberts Hand, und lächelte freundlich. Agnes sah Egbert starr an: Egbert! kam mit einem leisen Seufzer aus ihren blassen Lippen hervor.

Ich bin dein, Agnes! rief er laut weinend, und sank über sie mit Küssen und Thränen. Sie winkte ungläubig mit der Hand. Jetzt trat der Pater in das Gemach, einen stärkenden Trank voll Gesundheit in seiner Hand. Agnes trank den Becher leer, die Augen starr auf Egbert gerichtet, und dann entschlief sie. Ist ihr Verstand nicht zerrüttet, sagte der Pater: so ist sie gerettet. Bertha sank weinend auf die Knie, und benetzte Agnes kalte Hand mit ihren Thränen.

Ludolph erzählte alles. Weh! weh! rief Bertha: was habe ich gethan! O vergieb mir, vergieb mir, Egbert! ich hätte Agnes tödten können. O welch ein Herz! welch ein Herz! Nein, Egbert, du hattest Recht. Agnes liebt, ich war nichts als stolz. So sank sie wieder auf des Mädchens Hand.

Egbert saß an Agnes Bette, und wie sie die Augen öffnete, so empfing ihren ersten Blick Egberts zärtliches Lächeln, und die süßen Worte: meine Agnes! mein Weib, Agnes!

Ich dein Weib? Egbert! Ich deine Agnes? Und Bertha?

Ist des Grafen Ludwigs Gattin.

O Gott, und Maria, Mutter Gottes, habe ich geträumt? wo bin ich?

Egbert bat sie, sich zu beruhigen; allein mit jeder Minute wurde sie unruhiger. Man erzählte ihr alles.

Auf einmahl hob sie an: Bertha! du giebst ihn mir? Bertha! er soll mein seyn? Bertha legte Egberts Hand in Agnes Hand, und Agnes ergriff diese Hand und preßte sie an ihr Herz. Bertha! Bertha! Gott lohne es dir! Gott lohne es dir! ich war verloren.

Endlich wurde es Agnes immer gewisser, daß Egbert der Ihrige sey, besonders da ihre Mutter ankam, die man hatte holen lassen. Die schönste Röthe kehrte wieder auf ihre Wangen, das schönste Feuer wieder in ihr Auge, und sie war Egberts Schatten. Sie verließ ihn nicht einen Augenblick mehr.

Bertha rief tausendmahl: ach, wie verschieden ist diese Liebe von meiner; wie beseligend, und wie zerstörend auch müssen nicht Agnes Gefühle seyn. O Mädchen, lehre mich so lieben, wie du liebst, sagte sie oft in einer Umarmung zu Agnes; und dann schaffe mir ein Herz wie Egberts Herz.

O liebste Bertha! nicht Egberts Herz! das laß mir. Er ist meine Seligkeit!

So taumelte die glückliche Agnes noch einige Tage auf dem Schneesteine in ihrer Liebe hin; dann legte der Pater ihre Hand in Egberts, und Bertha's Hand in Ludwigs, und den ganzen Tag standen dem Mädchen die Thränen der Wehmuth im Auge, und wenn Bertha fragte: aber, Mädchen, wie kannst du weinen, da alle deine Wünsche erreicht sind? so antwortete Agnes leise: Bertha, laß, es sind Thränen der Liebe, der Himmel ruht in ihnen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Gewalt der Liebe in Erzählungen

Bd.: IIIter Theil

1797

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940535-5